Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens
Jahrgang 1925
Band 2


HANS A·SCHULZE
BÜCHER
VON
SAMMLUNG

Der vorliegende Band enthält das erste unserer

Drei Preisrätsel

Auf die richtige Lösung aller 3 Preisrätsel sind nachstehende wertvolle Bücherpreise ausgesetzt, die noch vor Schluß des Jahrgangs verlost werden.

---

1. Preis: **Eine zehnbändige moderne Romanbibliothek** (Meisterromane des Union-Verlags) in 2 Kassetten .. .. Gm. 45.—

2.-10. Preis: Je 1 **Frobenius, Afrikanisches Heldentum,** 6 Bände .. .. Gm. 24.— oder: **Marlitt, Ausgewählte Romane,** 5 Bde. Gm. 20.—

11.-20. Preis: **Wildermuths ausgewählte Erzählungen,** 4 Bände in Kassette .. .. Gm. 18.—

21.-25. Preis: **Brehm, Vom Nordpol zum Äquator** Gm. 9.—

26.-30. Preis: **Kurz, Schillers Heimatjahre** .. .. Gm. 7.50

31.-40. Preis: Je 1 **Schulze-Smidt, Billiges Haushalten** oder **Kürschners Taschen-Konversations-Lexikon** .. .. je Gm. 4.50

41.-50. Preis: **Frost, Zu Hause und in der Gesellschaft** Takt, guter Ton, Lebensart und Sitte .. .. .. Gm. 4.50

51.-100. Preis: **Romane und Jugendbücher** in der Preislage von Gm. 3.— bis 4.50

101.-300. Preis: **200 Trostpreise** (Erzählungen und Novellen, Jugend- u. Sportbücher) in der Preislage von Gm. 1.40 bis 2.—

Bedingungen umseitig

Bedingungen für die Preisrätsel

Jeder Abonnent des vollständigen Jahrgangs 1925 unserer „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens“, der unter Beifügung der Abonnementsbescheinigung die richtige Lösung aller 3 im Laufe des Jahrgangs veröffentlichten Preisrätsel an die untenstehende Adresse einschickt, kommt in die Liste der Preisanwärter. Diese wird am 1. Juni 1925 geschlossen. Über die Preiszuteilung an die richtigen Löser entscheidet das Los. Die Preisträger werden im 12. Band bekanntgegeben.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft

Schriftleitung der Bibliothek der Unterhaltung, Stuttgart



Eine Lebensfrage

Nach einem Gemälde von Carl Marr

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit Originalbeiträgen von
hervorragenden Schriftstellern und Gelehrten
sowie zahlreichen Illustrationen

2. Band / Jahrgang 1925



Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart / Berlin / Leipzig / Wien



Druck und Copyright der Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart

Inhaltsverzeichnis

Mannigfaltiges

Rätsel

Zwei Kunstblätter

Der rote Schrecken

Erzählung von Fritz Sänger

Es war eine milde Sommernacht. Im Gasthaus zum „Weißen Bären", das am Rande einer waldigen Schlucht stand, ging es recht lustig her. Fünf Bauernburschen unterhielten sich über die Erschaffung der Welt und führten dabei merkwürdige Beweisgründe ins Treffen. Mit einemmal aber ward es ganz still.

Der Jungwart war eingetreten und hielt, unter der Tür stehend, den Finger an den Mund.

„Sie singen auf der Adelsruh!" sagte er und deutete mit dem Daumen über seine rechte Schulter.

Halblaut sagte einer: „Walli, mach's Fenster auf!"

Walli, das Wirtstöchterlein, warf den dicken Zopf zurück, stand auf und öffnete ein Fenster; alle horchten: sie sangen drüben auf der Adelsruh!

Wundersam gedämpft, weich wie Töne einer alten Geige klangen zwei Mädchenstimmen von der Schlucht herüber. Ein Volkslied, das man vielleicht hundert Jahre früher im Dorf zuerst gehört hatte, das alle kannten und sonst alle mitsangen. Sie hörten zu, als wäre es Weihnachtsabend und drüben sängen die Engel.

Es war kein gewöhnlicher Gesang, und alle die hier lauschten, dachten an die Sängerinnen, die auch keine alltäglichen Mädchen waren. Zwillingschwestern, beide hübsch, brav, blauäugig, blondhaarig und gottgesegnet. Begnadet mit feinen, klaren Stimmen, fleißigen Armen und einer guten, rechtschaffenen Art. Daran dachten sie auch alle, jeder für sich, und es war nicht nötig, daß es einer aussprach, es half doch die Andacht hervorzaubern, die jetzt über der kleinen Wirtstube lag.

Aber noch andächtiger als die Gäste in der Wirtstube, lauschte ein andrer, der nicht daran denken durfte, seine

Freude über den Gesang öffentlich merken zu lassen, der nicht einmal wagen durfte, den „Weißen Bären" zu betreten, denn er war noch nicht „wirtshausfähig". Das war Edi Stark, der „Lateinische", wie man ihn auch nannte. Er aber fühlte sich durchaus nicht als einer, den man beiseite schieben konnte, er war stolz auf seine guten Schulzeugnisse, ja, er verachtete die Menschen, die nicht einmal die einfachsten Regeln des Französischen kannten; er ging noch weiter, er strich sie aus seinen Gedanken, in denen er fast ausschließlich lebte.

Und in Gedanken gehörte sie ihm, die blonde Elise, sie war seine Braut. Weil von alledem niemand wußte, nicht einmal die blonde Elise selber, so störte ihn niemand in seiner Seligkeit. Wenn man Freuden wiegen könnte, so hätte man feststellen können, daß die Freude, die er beim Gesang der beiden Mädchen empfand, mehr wog, als die der andern sechs zusammen, die im Wirtshaus saßen und darüber redeten und sogar das Recht hatten, herzlich gutgemeint Bravo nach der Adelsruh hinüberzurufen, wie sie es taten.

Das hätten sie besser nicht tun sollen, denn nun blieb es still auf der Adelsruh. Die Sängerinnen hatten einen Stolz, der nicht in ein Schwarzwalddorf paßte, sie ertrugen nicht nur keinen Tadel, sie wünschten auch kein Lob.

„Du bist ein rechtes Heukamel!" schrie der Jungwart den Harti an. Der gutmütige, aber nicht übermäßig erleuchtete Bursch sah fragend über den Tisch, er begriff seine Missetat nicht.

„Meinst, daß die noch einen Ton singen jetzt?"

Nein, sie sangen nicht mehr, und im Wirtshaus nahm man die Auseinandersetzung über die Erschaffung der Welt wieder auf. Aber die beiden Blonden lachten, und das klang fast so schön wie das Singen.

Edi Stark hörte es.

Er stand am Rain, am Rand der Schlucht, die ihn von der Adelsruh trennte, und freute sich jetzt über das Lachen ebenso wie vorher über den Gesang. Sie sangen nicht nur zweistimmig, sie lachten auch so, daß es harmonisch klang. Edi Stark hörte zu — aber mit einemmal überlief es ihn eiskalt. Er umfaßte den Stamm eines Bäumchens, neben dem er stand; seine Brust arbeitete heftig. Er horchte. Ja, so war's, sie lachten dreistimmig. Die dritte Stimme aber war ein Männerorgan.

Jetzt vergaß er seine siebzehn Jahre; er trat aus dem Reiche seiner Gedanken in die wirkliche Welt, stand noch ein paar schwere Atemzüge lang da, aber ein Besinnen war es nicht, was da in ihm vorging, und recht besonnen sah auch nicht aus, was er nun tat.

Ohne weiter an den Weg zu denken, rannte er geradeaus abwärts in die Tiefe.

Ein andrer als Edi Stark hätte dabei wohl Hals und Bein gebrochen, aber er kam unten am Bach, der traulich murmelnd zwischen Wurzeln uralter Tannen talwärts eilte, unversehrt an. Finster war es da unten, aber er hatte die Richtung nicht verloren, er fand sogar einen Weg, wo gar keiner war, und kam aufwärts, wie er gewollt, nur zu langsam ging es ihm.

Lachen hörte er nun nicht mehr, vielleicht nur, weil ihm keine Zeit blieb, ordentlich zu horchen. Vielleicht hatten sie ihn bemerkt. Er dachte nicht darüber nach. Nur weil es unsäglich mühsam war, die felsige Halde hinaufzukommen, blieb er einige Male stehen. Sein Kopf glühte und sein Atem flog rasch.

Als er so hoch gekommen war, daß er auf der andern Seite die erleuchteten Fenster vom „Weißen Bären" sah,

fand er sich völlig zurecht. Wenige Minuten später stand er vor der Adelsruh.

Es war ein einfacher Sitz, eine Holzbank, die an zwei alten Tannen anlehnte. Aber es war doch ein Plätzchen, das einen besonderen Namen verdiente. Um die Holzbank war an der sonst steilen Halde die Erde ein paar Meter in die Länge und einen in die Breite geebnet. An der ganzen Halde, besonders aber an dieser Stelle wuchs weiches Moos; da und dort stand ein Blümchen oder ein niedriges Gesträuch. Vorn war in dem sonst dichten Wald eine Öffnung, durch die man das Dorf auf der andern Seite und weiterhin die Schwarzwaldhöhen sah.

Unten in der Schlucht gurgelte der Bach und sang die uralte Weise, aus der gottbegnadete Menschen zu allen Zeiten die schönsten Lieder und wundersamsten Melodien herausgehört haben.

Hier auf der Bank war die blonde Elise neben Edi Stark gesessen, das schöne Mädchen mit den schlanken, unbäuerlichen Händen. Sie hatte ihm erlaubt, eine dieser Hände zu halten. Damals hatte auch er aus dem Murmeln des Baches alle Wunder herausgehört, die nur je ein Dichter vernahm, wenn er auch nicht fähig war, diese Wunder in Worte zu fassen.

Er stand vor der Bank, die man die Adelsruh nannte, und alle Ruhe war aus seiner Seele fort, er stand, und langsam ließ die augenblickliche Ermüdung nach. Er hörte sie noch in der Ferne sprechen, sie waren jetzt nicht mehr weit vom Hause. Er hätte sie einholen können, aber er hatte gehört, daß der Mann Jörg Walter war; an einem einzigen Laut, den der Wind hingetragen, hatte er das erkannt, und Jörg gegenüber war nichts anzufangen, dazu war Edi zu jung.

Den Grimm aber, der nun in ihm aufstieg, mußte er irgendwie aus sich herausschaffen.

Er packte den Querbalken, der die Lehne des Ruhesitzes bildete, und zerrte und zog, vielleicht nur um seinen Muskeln etwas zu tun zu geben, aber der Querbalken gab nach. Jetzt stemmte er sich gegen die Tanne, an die der Querbalken angenagelt war, und ließ nicht eher nach, als bis er ihn von den Tannen losgelöst hatte. Dann schwang er das Stück Holz in den Händen, und es kam so in Schwung, daß es auf die Bank sauste.

Edi Stark fühlte Riesenkraft in seinen Gliedern. Weil er sie nicht an Jörg, über den er ergrimmt war, auslassen konnte, hieb er auf die Bank ein, bis sie kurz und klein gehauen war.

Dann ging Edi Stark langsam weiter. Er fühlte sich erleichtert, aber recht froh konnte er über seine Tat nicht werden.

Im väterlichen Haus angekommen, vermied er, in die Wohnstube zu gehen, wo er vielleicht seine Schwester angetroffen hätte. Er stieg eine Treppe empor, in sein Zimmer und legte sich bald zur Ruhe.

Was Edi getan hatte, mochte als Bubenstreich gelten, über den man lachte, wie man über hundert andre Geschehnisse, die schlimmer waren, auch lachen konnte. Aber es kam anders. Die kleine Geschichte war das erste Glied einer Reihe von Geschehnissen, die nicht nur das Dorf jahrelang in Unruhe hielten, sondern auch in der ganzen Gegend, ja im ganzen Lande, bekannt wurden.

Am andern Morgen wanderte Edi Stark wie sonst ins Gymnasium. Er war der einzige „Lateinische“, ging ins Städtchen, trug eine bunte Mütze, und zwar jedes Jahr eine andersfarbige.

An diesem Tag achtete niemand auf die zerschlagene Bank. Es hätte auch kein Mensch nachgeforscht, wer sie zertrümmert habe. Es war Hochsommer, und da gab es Arbeit genug. Auch der Bauer Starf hatte viel zu tun. Als er am Nachmittag im Sonnenbrand das Heu zusammenraffte, dachte er wohl an seinen Buben, aber nur in dem Sinne, daß es ihm leid tat, ihn nicht bei der Hand zu haben, denn er meinte, dem Jungen wäre ein wenig Arbeit gesund gewesen.

Als er aber heimkam, lag ein Brief da.

Starf öffnete ihn langsam, er gehörte zu den Menschen, die gegen alles mißtrauisch sind, auch gegen Briefe, die man nicht erwartet.

Er las noch viel langsamer:

Herrn Ökonom Rudolf Starf, dahier!

Euer Sohn Eduard hath gestern zu nächtlicher Sthunde mein Eigenthum, als da ist, ein Stück Wald an der Sturzhalde, betreden, und eine daselbst angebrachthe Bank mutwilligermaßen zersthört, wofür ich Euch haftbar mache, indem ich Euch beaufthrage, mir den Betrag als da ist siebenundzwanzig Mark in Reichswährung zu übergeben.

Kilsingen, den 25. Juni.

Adelbert Jumk, Schreinermeister dahir.

Als Starf das gelesen hatte, schlug er mit der Faust auf den Tisch und fluchte.

Darauf nahm er seinen Schädel zwischen seine zwei Fäuste und erst, als die Tür ging, sah er auf. Sein Sohn Edi kam herein.

„Du kommst mir grad recht, du!"

Damit hielt er ihm den Brief hin.

Während der Junge las, beobachtete ihn der Alte. Da wußte er, woran er war. Als der Bub in das Gesicht

des Vaters sah, begriff auch er, daß Leugnen überflüssig war. Der Vater schien aber versöhnlicher, als der Sohn erwartete.

„Jetzt sag' mir, Bub, warum hast du dem Schreinermeister Jumk seine Bank zerschlagen?"

Der alte Starf besaß Sinn für Humor, und die Art, wie er fragte, ließ deutlich erkennen, daß er nicht abgeneigt war, die Geschichte von der heiteren Seite zu nehmen.

Hätte der Junge gesagt, weil ich den Schleicher nicht leiden kann, oder weil ich den Knauser ärgern wollte, oder weil uns der Gauner für die Aussteuer der Anna dreihundert Mark zu viel gerechnet hat, so wäre alles, wenn auch nicht sanft, so doch ohne weitere Umstände, behandelt worden, aber Edi sagte gar nichts.

Er stand da, krampfte die Hände zusammen, löste sie wieder und brachte keine Silbe heraus.

„Kannst nicht reden!"

Das klang schon härter.

Er konnte doch sonst gut reden; ja, das Reden war sogar seine starke Seite, aber er schwieg und schien nur noch verlegener.

„Zum Geier, mach's Maul auf!" schrie der alte Starf.

Da biß der Junge die Zähne zusammen, daß man sie knischen hörte; sein Gesicht überflog eine rote Welle, seine Knie wurden straffer, und es schien so, als ob er aufrechter und gerader stünde.

Das gefiel dem alten Starf. So wäre er in diesem Alter vielleicht auch dagestanden, weil er aber nun einen andern Ton nicht mehr finden konnte, so warf er den Brief auf den Tisch und ging hinaus.

Draußen half er dem Knecht die Pferde vor den Wagen spannen und dabei dachte er über den Schreinermeister

und die Rechnung nach. An den Jungen dachte er jetzt weniger; er ärgerte sich zwar über die Kosten, die ihm aus einer bubenhaften Eselei entstanden waren, und wartete darauf, wie sich das Rätsel lösen mochte, aber hundertmal ärgerte ihn dieser Adelbert Jumk, der einem Schulkameraden und Bürger des gleichen Dorfes so einen Brief zu schreiben wagte. Rascher, als sonst geschehen wäre, war der Wagen fahrfertig.

Gegen seine Gewohnheit nahm er dem Knecht die Peitsche aus der Hand und knallte heftig.

Edi Starf und seine Schwester Emma kamen unter die Türe.

„Ihr geht mit, alle zwei; wir wollen den Klee in der Rütti holen!"

Das Mädchen ging noch einmal zurück, während sich die andern, der Knecht, der Sohn und eine Magd, auf den Wagen setzten. Der Vater trieb die Pferde an, und fort ging's.

In einem sanften, schwerfälligen Trab war man bis vor die Adelsburg, so hieß man im Dorf das Haus, wo der Schreinermeister wohnte, gekommen.

Dort hielt der Wagen, und der Bauer Starf knallte mehrere Male mit der Peitsche.

Aus dem Hause trat die Marie, die Zwillingschwester der schönen Elise.

Starf rief vom Wagen herunter: „Dein Vater soll 'rauskommen!"

Die Marie ging, und eine Weile später kam der alte Jumk. Er war so alt wie Starf, aber seine Haare waren schon grau, sein Rücken gekrümmt, sein Gang schleppend. Der sanfte Klang seiner Stimme ärgerte den Bauer Starf jedesmal, wenn er sie hörte. Er hatte auch sonst verschiedene Eigenschaften, die einen Mann auf dem Dorf

nicht beliebt machen, war aber tüchtig in seinem Handwerk. Alles, was er machte, wurde immer teurer, als man vorher berechnet, aber es war auch fast jedesmal besser und schöner, als man sich vorher gedacht hatte.

Diesen Vorzug vergaß Starf jetzt ganz; wahrscheinlich schon deswegen, weil er die Bank, die er bezahlen sollte, nicht neben den Ofen stellen konnte.

„Weißt du, wie ich heiß'?" fragte er den verdutzt dastehenden Schreinermeister.

Der drehte verlegen eine Hand um die andre.

„Ja, das weiß ich schon!"

„Weißt du auch, wo ich wohn'?"

„Ja, ich weiß auch, wo du wohnst!"

„So, das freut mich, und ich weiß ohnehin, daß du falsch schreiben kannst und niederträchtig rechnen. Du brauchst mir also nicht mehr mit der Post so einen elenden Wisch ins Haus zu schicken, das hätt' sich unter uns anders abmachen lassen!"

Dem Jumk war die Hauptsache, daß kein grundsätzlicher Einspruch erfolgte; darum griffen ihn die Vorwürfe nicht besonders an.

„Wo ist das Holz von der Bank?" schrie Starf, der nicht warten wollte, bis der andre redete.

„Im Wald ist's noch, wo die Bank gestanden hat."

„Das Holz gehört mir, schick' mir's heim!"

Das war reine Schikaniererei, denn an dem Holz konnte Starf nichts gelegen sein.

Jumk sagte: „Das Holz kommt dir freilich rechtlich zu, aber das Hinbringen müßt' ich dir halt berechnen!"

Die Antwort, die ihm der Starf zudachte, ließ sich nicht so vom Wagen herunter anbringen; darum würgte er sie hinunter und sagte in gleichsam aussöhnendem Ton: „Du bist halt ein Kamel!"

Darauf trieb der Stark die Pferde an und fuhr weiter.

Für den Stark war zunächst getan, was ihm nötig geschienen. Er empfand während des Weiterfahrens eine gewisse Befriedigung.

Der Schreinermeister Jumk war auch nicht gerade unzufrieden mit dem vorläufigen Gang der Dinge. Er hatte sich die erste Zusammenkunft mit Stark nicht so einfach gedacht und war auf ganz andre Reden gefaßt gewesen.

Weniger befriedigt war seine Tochter Marie, die hinter der Tür alles mitangehört hatte. Daraus würde sich der Stark nicht viel gemacht haben, auch wenn er es gewußt hätte. Aber ebensowenig befriedigt war sein Sohn Stuffi, der stummer Zeuge des Vorgangs gewesen war.

Stuffi war nicht der heiterste Bursch, denn er brachte nur schwer ein freundliches Wort über die Lippen. Es war gerade so, als wenn die Natur das, was sie an seiner Schwester Elise genug oder, wie viele meinten, zu viel getan hatte, ihm wieder abgerechnet hätte. Er war klein, breitschultrig und dickköpfig, hatte eine unfreundliche Art zu sprechen, und am liebsten war es ihm, wenn er gar nicht zu reden brauchte. Es schien, als wenn er das Gefühl hätte, ihm wäre irgendwie einmal ein großes Unrecht geschehen, und alle, die um ihn waren, trügen mit Schuld daran. Für das Empfinden der Mitbürger lag das schon in seinem Namen, den sie ihm im Verlaufe der Jahre aus Albert so geformt hatten.

Wie man aus „Albert" „Stuffi" machen kann, das ist ein Kapitel für sich; „Stuffi" hing aber mit Stupfi, das heißt „ein Stoßender", zusammen.

Stuffi hatte nun nie einem Menschen was zuleide getan und die Tiere, die ihm unterstellt waren, behandelte er so gut wie andre die ihren. Er war fleißig und beteiligte sich an Händeln nur, wenn es durchaus nicht anders

ging, und dann brauchte er seine Fäuste auch nicht schlimmer als andre es taten. Aber es war nun einmal so; man wollte nichts mit ihm zu tun haben.

Stuffi sagte auch jetzt nichts, nicht einmal zu sich selber, er fluchte nicht und tat keinen bösen Schwur, aber er biß die Zähne zusammen, als er das mitanhörte, und irgendwo tat es ihm weh, und dies Weh fraß er in sich hinein und wußte noch nicht, wie er es verwinden sollte.

Was sich vor der Adelsburg abgespielt hatte, wurde an diesem Abend am Brunnen weiter erzählt. Am andern Tage wußte man, warum Edi die Bank zusammengehauen hatte. Alle Leute im ganzen Dorfe wußten es, nur der Starf, den es doch am meisten anging, erfuhr es erst einen Tag später.

Starf saß im „Weißen Bären", trank ein wohlverdientes Glas Wein und las die Zeitung. An einem andern Tisch saßen drei andre, darunter auch der Dölfi. Der hatte eine poetische Ader, aber im gewöhnlichen Leben war der Dölfi ein Bauer, der seine Kühe fütterte und seine Kälber großzog; zu Pferden reichte es bei ihm nicht. Aber wenn er ein paar Glas guten Wein getrunken hatte, dann sprach er fast nur in Versen und ließ seine Phantasie ausgiebig in die Angelegenheiten des gewöhnlichen Lebens hineinspielen.

Dölfi kam jetzt mit seinem Weinglas zu Starf. Der fragte: „Was willst, Dölfi?"

„Die Seele kommt in hohen Schwung,
Da ziemt sich wohl ein guter Trunk!"

„Hast wohl einen guten Handel gemacht heut, daß dir's so gut schmeckt?"

Andre, die mit Dölfi getrunken hatten, lachten, aber der Dölfi war noch nicht fertig mit seiner Botschaft.

„Wenn ich dir gratulieren darf,
Dann Prosit du, mein Bruder Starf,
Die Blonde, die dein Junge freit,
Die ist die Schönste weit und breit!“

Wieder lachten die andern, und der Dölfi, bewußt, einen besonders guten Reim gefunden zu haben, setzte sich wieder an seinen Tisch.

Starf meinte, daß es sich um nichts weiter handle, als daß der Dölfi wieder einmal einen Reim habe an den Mann bringen wollen. Er las seine Zeitung zu Ende, zahlte und ging.

Als er aber eine Stunde später mit seinen beiden Pferden in den Wald fuhr, führte ihn der Weg zufällig an der Adelsruh vorüber, und da überfiel ihn auf einmal der Gedanke, es könnte zwischen der zerschlagenen Bank und dem Gereime des Dölfi doch irgend ein wirklicher Zusammenhang bestehen.

Aber das war doch zu unsinnig, meinte er und dachte darüber nicht weiter nach.

Ungefähr um die gleiche Zeit kam sein Junge über das Feld vom Städtchen her. Er trug den Bücherranzen unter dem Arm, hatte die breite Mütze auf, die ihm so gut stand; er schritt leicht dahin und sang ein Wanderlied, sang es halblaut vor sich hin, denn das Gerede, das im Dorf umging, war auch ihm schon zu Ohren gekommen, und er wußte ganz gut, daß es da irgendwo einen Punkt gab, an dem er und der Vater zusammenstießen, aber es lag nicht in seiner Natur, darüber sich zu sorgen; bloß ein wenig gedrückt war er.

Innerlich fühlte er sich aber froh, denn einmal hatte

er vom Weg aus Elise gesehen, nur von der Ferne, aber sie hatte über einen Gartenzaun zu ihm hinüber gelächelt, so daß er alle Sorgen um ihren einstigen Besitz vergaß und sich wieder so sicher fühlte wie nur je.

Während er so dahinschritt, stieß sein Fuß an Blumen. Ein andrer hätte sie wohl zertreten. Edi Stark aber beugte sich sorglich und nahm sie liebevoll an sich. Während er noch dabei war, sie in seinen Händen zu ordnen, bemerkte er auf einmal, daß jemand neben ihm stand. Als er aufsah, war es Elise.

Sie war mittelgroß, einfach gekleidet, wie andre Bauernmädchen, ein Röcklein aus blauem Kattun, ein Leibchen, das den Hals freiließ, die Arme bloß bis beinahe an die Schultern, einen großen, einfachen Strohhut mit einem Band, und unter dem Hut drängte sich ein Kranz von Haaren überall hervor.

Ihre Haare waren hellblond, die Haut leicht gebräunt, die Wangen fein gerötet. Sie sah nicht so robust und gesund aus wie so viele andre im Dorf. Sie setzte auch die Worte anders, als dies sonst üblich war, und bewegte die Hände nie unnötig.

Jetzt lächelte sie.

Was dieses Lächeln dem jungen Menschen gegenüber, der verwirrt und rot bis an die Haarwurzeln vor ihr stand, sagen sollte — Edi dachte nicht darüber nach. Reden konnte er nichts, wiewohl es jetzt Zeit gewesen wäre, zu sprechen, aber etwas mußte geschehen, irgend etwas, das dem Ausdruck gab, was er meinte.

Er hielt ihr die Blumen hin, die er in den Händen hatte.

„Meinst du, daß ich die nehmen soll?“

„Das mein' ich!“

Sie griff danach, und da berührte ihre Hand die seine.

In diesem Augenblick sah er ihr in die Augen. Und nun war es ihm ganz wunderklar. Er hätte sie etwas fragen können, aber eine schönere Antwort, als er sie da aus diesen Augen las, gab es doch nicht. Während er noch darüber selig war, sagte sie: „Gehst du heim, Eduard?"

„Ja — das heißt, ich muß beim Bäumliacker vorbei, unsre Knechte sind dort, und ich soll ihnen etwas ausrichten."

„Sonst hätt' ich gesagt, daß wir zusammen gehen könnten!"

Das wußte er, und darum log er, zum Bäumliacker gehen zu müssen, in den blauen Sommertag hinein. Er war so glücklich, daß er unbedingt allein sein wollte.

Wenn die Zeit kam, dann wollte er ihr sein Königreich vor die Füße legen, eine Kleinigkeit für einen Siebzehnjährigen, und dann wollte er mit ihr gehen.

„Ich gehe da über den Fußweg," sagte er.

„Freilich, das ist der nächste Weg auf den Bäumliacker."

„B'hüt dich Gott, Elise!"

„B'hüt dich Gott, Eduard!"

Er verschwand um den nächsten Haselbusch, und sie ging weiter. Er sang nicht mehr, aber er ging rasch weiter.

Sie ging langsamer als sonst, und eine Weile dachte sie über ihn nach, aber dann kam ihr wieder etwas andres in den Sinn. Er drehte die paar Worte, die sie mit ihm geredet, nach allen Richtungen siebenmal um und wog und zählte sie wohl fünfundzwanzigmal ab. Er ahnte nicht, daß sie zu irgend einem andern vielleicht genau die gleichen Worte gesprochen hätte.

Als Edi Stark daheim angekommen war, schloß er sich gleich in sein Zimmer ein. Er müsse arbeiten.

Er schrieb auch, und so eifrig wie in seinem Leben bisher nie, aber nicht lateinische Übungen, auch nicht französische Aufsätze, sein ganzes Denken drehte sich jetzt um ein deutsches Mädchen, und weil er diese Gedanken für wichtiger hielt als alles andre, wollte er es für alle Zeiten festhalten, und so brachte er es zu Papier.

Der alte Starf war ein kluger Mann, darum nahm er sich seinen Jungen nicht vor, als er heimkam, obwohl das Gerede des Dölfi gerade jetzt, als er in den Hof fuhr, ihm wieder in den Sinn kam. Aber seine Klugheit riet ihm, wo anders die Fäden abzuschneiden, darum steckte er die siebenundzwanzig Mark in die Tasche und ging zum Schreinermeister Jumk.

Als er dort in die Stube trat, sah er Elise Jumk vor sich.

„Willkommen auch!" begrüßte sie ihn so freundlich, wie sie es nicht zu jedem andern gesagt hätte.

„Dank' schön! Deinen Vater möcht' ich sprechen, aber daß du grad da bist, ist auch recht, denn dich wollt' ich grad was fragen!"

Sie nahm einen Stuhl und stellte ihn hin; sie ging mit keiner Geste und keiner Silbe auf seine harten Worte ein, denn hart waren sie, wenn es auch nicht im Sinn der Worte selber lag.

Er setzte sich, sie trat ans Fenster.

„Er müßt' bald da sein, der Vater, aber was habt Ihr denn mich zu fragen, Starf?"

Jetzt stand sie am Fenster, und von außen flutete das Licht der Junisonne durch ihr Blondhaar. Sie konnte nichts dafür, daß ihre Haare so schön waren, und daß sie einzelne Sonnenstrahlen golden umspielten, daß alles gegen den grünen Hintergrund einer Blattpflanze,

die am Fenster stand, sich wundersam abhob; für all das konnte sie nichts, aber in diesem Augenblick nahm es ihr der Starf doch übel, denn ihm war, als wenn sie ihn damit irgendwie fangen oder umgarnen wollte. Darum sagte er: „Du hast lose Augen, Maidli!"

„Was hab' ich?"

„Lose Augen hast du, die sich gar zu leicht nach allerhand Seiten drehen!"

„Was meint Ihr damit?"

Starf stand auf: „Stell' dich nicht so, du weißt ganz gut, was ich mein'!"

„Ich?"

Sie stand noch am Fenster und deutete mit dem Finger mitten auf ihre Brust.

Irgend etwas wollte ihr der Starf antworten, er sah sie aber zuerst an und — da sagte er das nicht. Er redete zunächst überhaupt nichts, er dachte nur: wenn man mit dem Maidli was will, so sollte man blind sein, und blind war er nicht. Weich glitt das Licht über ihren Nacken, und ein Ringel ihres blonden Haares zitterte in der Sonne, und in die Augen, von denen er eben gesprochen, mochte er gar nicht hineinsehen. Er war überhaupt hergekommen, um zu reden, und daß er jetzt die Worte nicht herausbrachte, das ärgerte ihn. Er wandte sich ab, sah auf den Boden und ging ein paarmal hin und her. Dann kam ihm sein volles Gleichgewicht wieder, aber mit dem Maidli wollte er sich nicht mehr auseinandersetzen. Ohne sie anzusehen, sagte er: „Die vermaledeite Rechnung will ich bezahlen. Du wirst das Geld auch nehmen können."

„Ihr habt keine Rechnung zu bezahlen."

Der Starf nahm seinen Brief aus der Tasche: „Da, dein Vater meint's ja so gut mit mir!"

„Das ist schon bezahlt!" sagte das Mädchen.

„Was?"

Sie schien etwas unsicher, aber gleich antwortete sie: „Der Eduard hat es bezahlt!"

Dem Starf kam das unglaublich vor.

„Wer —?" rief er. Diesmal sah er ihre Schönheit nicht mehr.

Ehe sie antworten konnte, ging die Tür auf, und ihr Vater trat ein.

„Hast du von meinem Buben das Geld genommen?"

Der Jumk, Schreinermeister und Landwirt, Vater von sieben erwachsenen Kindern, fühlte sich in einer Lage, wie sie ihm bis dahin in seinem Leben nicht vorgekommen war.

Zurückgehen konnte er nicht, und er hatte diesmal selber das Gefühl einer zweifelhaften Handlungsweise, darum konnte er auch nicht antworten.

„Hast du von meinem Buben das Geld für die Lausebank genommen?"

Deutlicher konnte man nicht fragen. Und mit dünner Stimme sagte Jumk: „Ja."

Starf polterte nicht mehr, wozu er zunächst geneigt schien; ein paar ruhige und ernste Worte sagte er, die waren aber so wenig formgerecht, daß sie nicht gut wiederholt werden können. Sie waren zugleich so kernig, daß der Schreiner darauf keine Antwort fand.

Starf erwartete auch keine. Er ging hinaus, und ehe er die Schwelle überschritt, warf er noch einen Ausdruck zurück, den der Jumk nicht mehr hören konnte, denn er hatte inzwischen die Stubentüre geschlossen und war froh, wieder Ruhe zu haben. Dafür hörte ihn aber der Stuffi; der kam gerade von draußen und ging an Starf vorbei, ohne etwas zu sagen; als er aber vor-

bei war, murrte er vor sich hin: „Das wird später verrechnet!"

Starf fragte: „Hast du was gemeint?"

Stuffi ging schweigend durch den Flur und auf der andern Seite des Hauses ins Freie.

Während der Bauer Starf die Straße heimwärts schritt, nahm die schöne Blonde auf der Adelsburg die Blaublumen langsam und vorsichtig aus dem Glas, in das sie kaum eine halbe Stunde früher gebracht worden waren, und musterte sie. Nachdem sie das eine Weile getan, öffnete sie das Fenster, hielt ihre schlanke Hand hinaus und ließ die Blumen langsam, Büschel um Büschel, hinunterfallen. Nachdem das geschehen, schloß sie das Fenster zu und ging ihrer Arbeit nach.

Ungefähr zur gleichen Zeit verbarg Edi Starf in seiner Stube ein Blatt Papier so vorsichtig, wie ein Geizhals einen zusammengerackerten Tausender verbirgt. Auf dem Blatt standen Verse, und als Titel hatte er darüber geschrieben: „Blaublumen im Blondhaar."

Für den Vater Starf schien alles abgetan. Es wunderte ihn zwar, wo der Junge das Geld hergenommen hatte, denn sein Taschengeld war so knapp, daß er sich solche besonderen Ausgaben nicht leisten konnte, aber er wollte nun nichts mehr mit der ganzen Geschichte zu tun haben. Heimwärts gehend, dachte er auf dem Weg an die Sorgen seines Hofes und war froh, daß die Scherei so leicht aus der Welt gebracht war.

Edi Starf sah Elise nicht mehr in dieser Woche. Am Sonntag ging er allein in den Wald, kam erst spät abends heim und schlich sich so bald als möglich in seine Stube. Im Hause sprach kein Mensch mehr von der zerhauenen

Bank, dafür redete man in beiden Dorfwirtshäusern umso häufiger darüber, erzählte alles, was geschehen war, wußte genau, was Starf gesagt, was Jumk nicht erwidert, und was die Blonde getan hatte. An einem Tisch im „Weißen Bären" saß auch der Stuffi und spielte mit Jörg Walter und einem andern Karten.

Als am Nebentisch ziemlich auffällig die Geschichte zum viertenmal durchgehechelt wurde, sah er finster blickend einigemal hinüber, aber er zählte seine Karten, ordnete sie und spielte weiter.

Kurz nach zwölf Uhr waren die Wirtshäuser leer, und bald nachher alle Gassen still.

Es mochte ungefähr ein Uhr sein, als ein alter Mann halb angekleidet auf das Starfsche Haus zurannte und an die Fenster schlug, daß die Scheiben klirrten.

Starf rief: „Was ist los?"

„Steht schnell auf, Eure Scheune brennt!"

Starf, auf dem Wege nach dem Fenster, bemerkte den roten Schein.

Gleich darauf sah er, wie lichte Flammen bei der Scheune, die dem Wohnhaus gegenüber lag, aus einem Loch im Giebel herausschlugen und das Strohdach erfaßten.

„Lauft zum Schmied, der ist Spritzenmeister und hat den Schlüssel!" sagte Starf. Dann rief er ins Haus: „Es brennt!"

Er war rasch genügend angekleidet und lief hinaus. In der Scheune waren Vorräte an Heu und Stroh, außerdem wertvolle landwirtschaftliche Maschinen und Geräte.

Er riß eine Tür auf und zog eine Mähmaschine ins Freie.

In kaum fünf Minuten waren alle aus dem Haus auf dem Platz. Gleich danach kamen noch andre Leute.

Stark besaß eine zweite Scheune, die an das Haus angebaut war; dort konnte man unterbringen, was aus dem brennenden Haus noch herausgeholt werden konnte.

Während die Nächststehenden damit beschäftigt waren, klang das Feuerhorn schauerlich durch die stillen Gassen.

Da es im Dorf seit Menschengedenken nicht gebrannt hatte, so schraken alle auf, sprangen aus den Betten, rannten aus den Häusern und kamen auf den Brandplatz, wo bald hundert Hände bereit waren, zuzugreifen.

Indes rasselten die Spritzen durchs Dorf, man stellte sie auf und begann zu löschen. Mädchen und Frauen trugen Wasser herbei, und Männer und Burschen hatten an den beiden Spritzen zu tun. Zu gleicher Zeit jagten nach drei Richtungen Feuerreiter quer über Äcker und Wiesen und riefen aus den umliegenden Dörfern Hilfe herbei.

Aber trotz aller Mühe war nicht viel zu helfen; es konnte wenig gerettet werden, denn in dem trockenen Gebälk, im Stroh und Heu, fand das Feuer Nahrung und loderte immer höher und schauerlicher empor.

Nach kaum einer halben Stunde stand die Scheune völlig in Flammen, und gleich darauf stürzte laut krachend der Dachstuhl ein. Turmhoch wirbelten Funkengarben zum schwarzen Nachthimmel auf, mächtiger als bisher lohten die Flammen empor, und es prasselte durch das brennende Gewühl, daß man eine Weile auf dem Platz das Schreien und Rufen der Menschen nicht mehr hören konnte.

Obwohl es unvermeidlich war, daß alles bis auf die Grundmauern niederbrennen würde, halfen doch alle weiter, solange noch Feuer zu sehen war.

Das dauerte bis in den hellen Tag hinein.

Feuerwehren aus andern Dörfern, die nach und nach

zur Brandstelle gekommen waren, hatten nichts mehr zu löschen als ihren Durst. Das taten sie reichlich, und weil die beiden Wirtshäuser nicht alle Gäste fassen konnten, lagerte sich ein Teil in den Gärten, und so kamen sie auch dort zu ihrem Trunk. Erst gegen Mittag rasselte die letzte fremde Spritze, mit schweren Ackergäulen bespannt, zum Dorf hinaus.

Ein großer Teil der Helfer bei den Löscharbeiten war früher weggegangen, einige, als sie sich überzeugt hatten, daß nichts mehr zu retten und zu helfen sei. Auch Elise Jumk hatte Wasser getragen wie die andern Mädchen und war so fleißig gewesen wie sonst auch, aber als sie sah, daß es vergebliche Mühe sei, weiterzuarbeiten, hatte sie still den Eimer weggestellt und war gegangen.

Da fast alle aus dem Dorf auf dem Brandplatz waren, war es ruhig in den Straßen, durch die sie schritt. Sie ging langsam und sah nicht den neuen Morgen, sie sah nicht einmal die Häuser und Gärten, ja kaum den Weg, und weil sie wußte, daß die andern alle bei Starfs Scheune zu tun fanden, überließ sie sich völlig ihren Gefühlen und Gedanken.

Immer langsamer ging sie, und endlich blieb sie an einer Stelle mitten im Wege stehen, hob auf einmal beide Hände vors Gesicht und fing laut und bitterlich an zu weinen.

Als sie so stand und nicht mehr wagte, einen Fuß zu heben, als ob sie sich davor fürchtete, ihrem Elternhause näher zu kommen, legte sich auf einmal ein Arm weich um ihre Schultern, und Jörg Walter sagte freundlich: „Was hast du, Elis'? Sag' mir's!“

Sie suchte sich jedoch zu beherrschen, aber es ging nicht mehr.

Weil sie ihm nicht antworten konnte, sagte er: „Darf ich mit dir heimgehn?"

Sie gab ihm keine Antwort.

„Ich will dich heimbringen, komm mit, es wär' doch möglich, daß dich jemand anders noch sehen könnt', komm mit!"

Sie ging langsam voran. Als sie ein Stück gegangen waren, blieb sie wieder stehen, er wollte sie mit sich nehmen und schob leicht an ihrem Arm.

„Nein, ich kann nicht!" sagte sie halblaut.

Er verstand sie nicht.

Da er sie ratlos ansah, faßte sie plötzlich seine Hände.

„Ist's wahr, ist's wirklich wahr, hast du ihn auch nicht gesehen?"

„Wen?"

„Den Albert!"

Jetzt besann sich Jörg Walter, und nun fiel ihm auch ein, er hatte den Stuffi nicht gesehen.

„Nein," sagte er langsam, „aber deswegen könnt' er doch dagewesen sein."

„Er war nicht da, ich hab' ihn gesucht, er ist nicht dagewesen, nein!"

Da Jörg nicht begriff, was das auf sich haben sollte, meinte er: „Das ist doch nicht so schlimm!"

„Das kann schlimm sein, weißt du, sie werden sagen — oh, ich kann's gar nicht aussprechen, die Menschen denken so schlimm von ihm, und er ist's gar nicht, er ist grob und ungeschliffen, aber er ist nicht schlecht."

„Elis', sprich einmal ruhig, was denkst du, daß die Menschen, die schlecht sind, sagen könnten?"

Das Mädchen nahm die Hände vom Gesicht und strich ihre Haare aus der Stirn.

„Jörg, du weißt, daß es Streit gab zwischen dem

Vater und dem Stark, und Albert hat zum Stark was gesagt, ich weiß nicht was, aber es war nichts Gutes, und nun werden die Leute sagen ..."

Sie konnte nicht weiterreden, aber auf einmal verstand Jörg, was sie meinte.

„Kann sein, daß niederträchtige Leute das sagen werden, ich weiß gewiß, daß der Stuffi den Brand nicht gelegt hat, und ich will dafür sorgen, daß keiner das laut sagt."

Jörg Walter verstand es, die Kraft, die in seinen Gliedern war, auch in seine Worte zu bringen, selbst bei der einfachsten Rede, aber Elise Jumk hörte das nicht und sagte: „Sie werden es leise tun, wenn sie es nicht laut sagen dürfen, und das ist noch schlimmer!"

Er führte sie an der Hand weiter.

„Jetzt gehen wir heim zu dir, und gehen in die Stube Stuffis, und du wirst dich überzeugen, daß er im Bett liegt und schläft."

Das war es, wovor sie sich gefürchtet hatte. Allein hätte sie nicht heimgehen können, weil sie fürchtete, daß Stuffi nicht schlafen würde, sie fürchtete, daß er in der Stube sitzen und vor sich hinbrüten könnte. Jetzt wagte sie es, und sie ließ sich gern führen.

Als sie über die Schwelle traten, ging Jörg voran. Er trat zuerst in die Stube. Dann rief er laut: „Da schau, Stuffi ist doch nicht da."

Sie schaute in die Stube, in den hintersten Winkel, als wenn sich ein so klobiger Mensch in einer Bauernstube in einer Fensternische verstecken könnte.

„So, nun will ich dir zeigen, wo er ist, daß du ruhig sein kannst!"

Er wußte das Zimmer Stuffis, ging rasch die Treppe hinauf; gleich rechts war die Tür. Er zog sie schnell und weit auf, dann stand er starr.

Sie sah Jörg an, er ließ die Hand von der Türklinke sinken, biß die Zähne zusammen und atmete tief.

Sie stand zitternd da; Jörg war ein gerader, aufrechter Mensch, aber nun kam er ganz gebeugt zurück.

„Sein Bett ist unberührt!“ sagte er halblaut, „aber deswegen wollen wir nicht urteilen!“

„Das brauchen wir nicht!“ sagte sie und bewegte den Kopf langsam hin und her.

„Du meinst, die andern werden das schon tun!“

Sie bejahte mit einem leisen Senken des Kopfes. Beide gingen die Treppe hinunter und traten unten in die Stube. Sie saßen beide nebeneinander und sahen zu Boden. Noch war zwischen ihnen das Wort nicht gefallen, daß sie zusammengehören wollten, aber in diesem Augenblick fühlte Jörg, daß es bald gesprochen werden mußte. Nur jetzt sollte es nicht sein; es durfte nicht so sein, als wenn er eine schwere Stunde ausbeuten wollte.

Während er noch darüber nachdachte, wie er ihr ein gutes Wort sagen könnte, hörte man, wie jemand heimlich die Treppe hinaufschlich. Sie hörten es beide und wußten ohne nachzusehen, wer es war.

Er stand auf, sah durch das Fenster ihren Vater kommen und hielt es darum an der Zeit, alle diese Gedanken und was damit zusammenhing weit wegzuschieben.

„Elis', wir können nichts mehr ändern. Und — ich glaub' dennoch nicht daran!“

Sie dankte ihm mit einem Händedruck.

Als der Schreinermeister Jumk eingetreten war, sprach man in alltäglicher Weise über das Geschehnis dieser Nacht.

Dieses Ereignis berührte alle im Dorf. Jeder kümmerte sich darum, wie nun aufgeräumt, wann mit dem Bau einer neuen Scheune angefangen werden, wie man

sie am besten machen würde. Auch über den Ausbruch des Brandes wurde ausgiebig geredet. Wäre es auf die Meinung der Leute angekommen, so wäre Stuffi schon in der Nacht nach dem Sonntag im Gefängnis gesessen.

Die Scheune war mit allem um etwa elftausend Mark versichert gewesen. Nun war die Frage, ob Starf um dieses Geld sich eine neue bauen konnte. Die Sachverständigen, ein im Dorf ansässiger Maurer und ein Zimmermann, sagten, das Geld reiche nicht.

Das war nun etwas, das wirklich alle anging. Alle Häuser waren zu vier Fünftel von Staats wegen versichert, die Einschätzung war aber bei allen zu einer Zeit geschehen, in der man Häuser um ein Drittel billiger baute als jetzt. So kam es, daß unter allen Umständen ein großer Verlust entstand, wenn etwas abbrannte.

Nur in den Häusern, die das eigentlich alles am meisten anging, wurde fast gar nicht darüber geredet. Bei Starfs dachte man an das Nächste. Starf stand auf dem Platz und ordnete alles an, was geschehen sollte; ungesäumt wurden die noch stehenden Grundmauern eingerissen und die Trümmer fortgeschafft. Es war bis dahin herkömmlich gewesen, daß in einem solchen Fall aus jedem Haus ein Mann mehrere Tage frei ohne Entschädigung dem Abgebrannten half. Starf setzte gleich einen Taglohn fest, dafür suchte er sich die Leute aus, die ihm helfen sollten, und er erhielt selten eine Absage, wenn er fragte.

Bei der andern Familie, die nach der Meinung aller zunächst beteiligt war, beim Schreiner Jumk, sprach niemand von dem Brand.

Allerdings redete man auch sonst fast nichts, nur die allernötigsten Worte wurden gewechselt. Es war außer den beiden Schwestern und dem Stuffi noch ein Bruder da, der in der Werkstätte mithalf, während Stuffi Ar-

beiten verrichtete, die mit der Landwirtschaft, die Jumk nebenbei betrieb, zusammenhingen. Eine jüngere Schwester war auch noch zu Hause, die zurzeit nähen lernte.

Diese saß still in einer Ecke und weinte, als sie abends heimkam. Alle wußten, warum sie weinte, niemand fragte sie, und alle gingen so rasch wie möglich an ihr vorbei, jeder dahin, wo er die Nachtruhe suchte.

Elise hatte allein eine Stube für sich. Sowie sie darin war, hatte sie das Gefühl, als müsse sie sich hinwerfen und heulen, aber sie hielt mit aller Gewalt an sich, gerade weil die Jüngere sich so offensichtlich hatte gehen lassen. Sie trat vor den kleinen Spiegel, der an der Wand hing, und begann ihre Haare aufzulösen.

Während sie noch damit beschäftigt war, klopfte es leise an die Tür; das war nach ihrer Meinung die jüngere Schwester. So pflegte Friede zu pochen, wenn sie irgend etwas mit der Älteren besprechen wollte, das andre nicht hören sollten. Elise rief: „Herein!"

Die Türe öffnete sich, und es blieb jemand auf der Schwelle stehen. Ohne sich umzudrehen, sagte Elise: „Komm nur ganz herein, daß dich nicht jemand sieht!"

Die Türe schloß sich, und es trat jemand ganz herein, und als sich Elise rasch umwandte, stand sie Edi Stark gegenüber.

Sie griff schnell an ihr blondes Haar, als müßte sie sich der Pracht schämen, die über ihre Schultern fiel, und sagte: „Um Gottes willen, was willst du hier?"

„Ich muß mit dir sprechen!" sagte Edi Stark, und es entlud sich in dem einen Wort „sprechen" ein lang zurückgehaltenes heißes Wünschen.

„Aber doch hier nicht, denk', wenn dich jemand gesehen hätt'."

„Ich muß mit dir sprechen und will sonst gar nichts denken."

„Wie bist du ins Haus gekommen, es ist ja kaum Nacht?"

„Über die Laube bin ich heraufgeklettert!"

„Dann schau, daß du schnell wieder hinunterkommst!"

Edi Starf war mit pochendem Herzen eingetreten, hatte sie mit innerem Jubel gesehen, und in ihren Worten lag eine Härte, die ihn berührte wie eine kalte, tote Hand.

„Elise, weil ich dir helfen, dir beistehen wollte, weil sie alle auf euch einhacken, weil ich dir gut bin, Elise, ich bin gekommen ..."

Er wollte näher zu ihr heran.

Sie wich zurück. „Geh! Du kannst mir keinen größeren Gefallen tun, als wenn du gleich wieder gehst!"

„Es ist um die Ehre deiner Familie, daß ich hier bin."

„Es ist um das böse Geschwätz über mich, daß du gleich wieder gehen mußt. Je schneller, umso besser!"

Er merkte, daß sie ihn nicht verstand.

„Die Ehre deiner Familie liegt mir so nahe wie die meine, darum bin ich da. Elise, du weißt doch ..."

„Ich will jetzt gar nichts wissen, als daß du gleich gehst."

Edi Starf erblaßte. Langsam ging er rückwärts, ohne sich umzudrehen.

„Du willst also nicht hören, was ich dir sagen will?"

„Geh, geh fort! Jedes Wort ist zu viel!"

Da wandte er sich rasch um, öffnete lautlos die Türe, drückte sie leise von außen zu, und Elise blies im gleichen Augenblick die Kerze aus. Dann trat sie zum Fenster, sah durch die Vorhänge und wartete, bis sie sich überzeugt hatte, daß er vom Haus weggegangen war.

In den nächsten Tagen sprach Edi Starf fast mit niemand. Wenn es sein mußte, so redete er kein Wort mehr, als gerade nötig war. Den Weg an der Adelsburg vor=

bei vermied er, auch sonst jede Berührung mit denen von der Adelsburg, er mied sogar die Stellen, von wo man die Adelsburg sehen konnte, aber auf all das achtete kaum jemand; man dachte an ganz andre Dinge.

Am Dienstag war in der Wohnstube des Bürgermeisters Sterz ein ausführliches Verhör des Adelbert Jumk.

Es kam aber wenig dabei heraus, denn auf die Hauptfrage des Gendarmen und des Bürgermeisters, wo er nach Mitternacht gewesen sei, und warum er nicht zum Löschen gekommen wäre, gab Jumk keine Antwort.

Der Bürgermeister setzte ihm auseinander, daß der Verdacht in diesem Fall auf ihm haften bleibe, wenn er sein hartnäckiges Schweigen nicht aufgeben wolle.

„Du bringst deine ganze Familie ins Unglück!"

„Das meint Ihr, Bürgermeister!" sagte Jumk.

Diese Verstocktheit reizte den Mann.

„Du bist immer ein eigensinniger Schädel gewesen, aber das ist jetzt nicht gut angebracht, nun frag' ich dich zum letztenmal, warum hast du bei dem Brande nicht löschen helfen?"

Stuffi sah ernst zum Fenster hinaus, preßte sein Kinn auf die Brust und sah zu Boden.

Da wurde Stuffi entlassen.

Er ging gleich heim. Die Familie atmete auf, denn man hatte gefürchtet, daß er nicht kommen würde. Er ging in seine Stube. Als jemand an der Tür klopfte, gab er keine Antwort, und man ließ ihn in Ruhe.

Als es dunkel geworden war, kamen zwei Gendarmen und holten den Stuffi.

Er kam in die Stube und gab jedem die Hand. Essen, das man ihm anbot, wies er zurück. Als seine Schwester Marie, ein gerades, starkes Mädchen, zu ihm sagte: „Wenn du's gewesen bist, so sag's," schaute er sie ver-

ächtlich an, gab keine Antwort und drängte, daß man ihn gleich abführe.

Die Art, wie Stuffi sich verhalten hatte bei seiner Verhaftung, verschaffte ihm einige Freunde, aber dafür waren die andern umso lauter mit ihrem Urteil und gruben jetzt alle möglichen Kleinigkeiten aus, die Stuffi begangen hatte, und die beweisen sollten, daß er schon immer ein boshafter Mensch gewesen war. Bis auf die Schuljahre ging man zurück. Er hatte öfter dem Lehrer getrotzt; besonders dickköpfig benahm er sich dann, wenn er glaubte, daß man ihm unrecht getan, und er ließ schon damals eher die härteste Strafe über sich ergehen, als daß er ein Wort zu viel gesagt hätte.

Einige meinten, es sei ein Glück, daß dieser Mensch auf so einfache Weise aus dem Dorf fortgekommen wäre, denn er hätte noch Schlimmeres tun können.

Jedenfalls brachte die Verhaftung im ganzen Beruhigung, aber das dauerte nicht lange. Am andern Tage gegen Abend kam Stuffi wieder.

Man saß eben beim Abendessen in Jumks Stube, er trat ein, hängte seinen Hut an einen Haken, nahm einen Stuhl und setzte sich an den Tisch auf den Platz, wo er sonst immer gesessen. Er schien sich zu wundern, daß für ihn nicht gedeckt war.

Marie holte einen Teller und schöpfte ihm Suppe. Stuffi aß, und als er einmal ordentlich auffah, bemerkte er erst, daß alle erstaunt nur immer ihn ansahen.

Die Mutter sprach zuerst: „Wir sind so froh, Albert, daß du wieder da bist!“

„Habt Ihr nicht geglaubt, daß ich wiederkäme, Mutter?“

„Doch, Albert, wir haben's bestimmt geglaubt, aber daß es so schnell gegangen ist, das ist gut!“

Darauf war nach Stuffis Meinung weiter nichts zu sagen. Er aß weiter und schöpfte zum zweitenmal Suppe. Die andern am Tisch begannen ebenfalls wieder zu essen. Als man mit der Suppe fertig war, holte Marie eine Schüssel mit Würsten und eine mit Kartoffelsalat.

Sie verteilte das Essen, und als sie fertig war, zeigte sich, daß auf ihrem Teller keine Wurst lag. Das war einfach zu erklären. Im Haus des Schreinermeisters Jumk litt man zwar keinen Hunger, man nährte sich recht und gut, aber was man kaufen mußte, zählte man genau ab. So hatte man gerade so viele Würste gekauft, als nötig waren, um auf jeden Teller eine legen zu können. Stuffi hatte man nicht mehr mitgezählt.

Stuffi sah auf den leeren Teller seiner Schwester, und sein finsteres Gesicht wurde noch düsterer. Stuffi nahm seine Wurst und legte sie auf Maries Teller, stand auf, schob den Stuhl an den Tisch und ging wieder zur Tür hinaus, ebenso ruhig, wie er vorher gekommen war.

Elise stand gleichfalls auf, ging dem Bruder nach und holte ihn im Flur ein; er wollte eben die Treppe hinaufsteigen.

„Geh nicht fort, Albert, es hat gewiß niemand von uns etwas Böses gedacht!"

„Ich auch nicht!" sagte er, so freundlich wie Elise eben freundlich geredet hatte. Dann ging er doch.

Die Mutter wollte haben, daß ihm niemand nachginge und an seine Tür klopfe. Stuffi arbeitete die ganze Nacht, erst in seinem Zimmer und dann im Haus herum. Wohl hörten es verschiedene von Jumks, aber man ließ ihn arbeiten, wenn auch kein Mensch wußte, was es für ihn zu tun gab, warum er es so eilig hatte, daß er die Nacht hindurch nicht schlafen durfte.

Am andern Morgen erfuhren sie es.

Er kam zum Morgenessen wie sonst, und als er damit fertig war, sagte er: „Ich geh' nachher fort."

Die geängstigte Mutter fragte: „Wohin gehst du?"

„Nach Amerika."

„Du wirst uns das doch nicht antun!" sagte Elise.

„So wie das alles jetzt ist, ist's das beste, was ich tun kann."

„Aber was willst denn du in Amerika?" fragte die Mutter.

„Das werden wir uns noch überlegen, Albert!" meinte der Vater.

„Das hab' ich mir genug überlegt, es ist das beste, was ich tun kann. Meint ihr, ich will jeden Tag Leuten begegnen, die mir ein Verbrechen zutrauen?"

Darauf wußte niemand eine Antwort.

„Geh ein paar Wochen zum Schwager!" sagte die Mutter, und die andern empfanden das als guten Rat.

„Ja, das kannst," sagte die Marie, die noch am ehesten etwas bei ihm erreichte.

Stuffi besann sich noch einmal, und alle sahen ihn an, aber es dauerte nicht lange, dann sagte er mit umso größerer Festigkeit: „Nein, ich geh' nach Amerika, da verdien' ich Geld, und es ist besser so."

Jetzt war es entschieden, das begriffen alle. Und weil nichts mehr zu überlegen blieb, so waren sie ihm alle gut und recht behilflich. Man gab ihm mit, was er nur irgend brauchen konnte. Der Vater zimmerte eine starke Kiste für seine Sachen zurecht, die Schwestern sahen seine Wäsche durch, und gegen Mittag fuhr ihm der Bruder die Kisten, es waren zwei geworden, an den Bahnhof.

Jetzt zum erstenmal im Leben zeigte der Stuffi oder Albert, wie er in der Familie hieß, Anhänglichkeit an die Seinen. Er bat, daß man ihn allein an die Bahn

gehen lasse, aber er blieb, solang es nur irgend anging, in der Stube und hörte auf jedes Wort, das ihm die Mutter mit auf den Weg gab, und es waren so viele und so gutgemeinte Worte.

Vor den Indianern solle er sich in acht nehmen, auf dem Schiff sich nicht zu weit hinauslehnen. Er solle nie in einem amerikanischen Fluß baden und ihr immer die Strümpfe zum Stopfen schicken, er dürfe auch keine zu schwere Arbeit annehmen, man wolle ihm lieber für die erste Zeit etwas Geld schicken.

Als die Mutter das sagte, da wandte sich Stuffi ab, und es mußte sein, daß etwas geschah, was ihm nie irgend ein Mensch zugetraut, er nahm ein rotes Taschentuch und hielt es vor die Augen.

Als er endlich gehen mußte, sagte er kein Wort mehr, gab allen der Reihe nach stumm die Hand und ging still zur Tür hinaus. Dann schritt er durch die Schlucht, es war der allernächste Weg nach der Station, aber es war auch ein mühsamer Weg. Dafür war er sicher, niemand mehr zu treffen.

Als Stuffi fort war, gingen sie alle an ihre Arbeit, und obwohl gerade in dieser Familie die einzelnen Glieder sehr voneinander abwichen, jetzt fühlten sie sich eins. Nun fühlten sie auf einmal, daß sie alle zusammengehörten.

Der Eindruck, den Stuffis Entschluß im Dorf hervorrief, war nicht überall gleich. Die Zahl der Leute, die an seine Unschuld glaubten, wuchs, aber andre, die ihn für den Brandstifter hielten, bekamen neues Wasser auf ihre Mühle. Nur darum konnte er nach Amerika gehen, weil er auf dem heimischen Boden sich nicht mehr ganz sicher fühlte, so dachten diese.

In Amerika gäbe es nur Strolche und Fahnenflüchtige,

behaupteten einige, die es am weitesten trieben. Andre meinten, daß man dort besser lebe und mehr verdiene, und der Stuffi wäre ein schlauer Kerl, daß er die Gelegenheit benützt habe. Das Gerede flaute aber bald ab, denn es war ja noch ein andres Rätsel zu lösen: Wie war es gekommen, daß man den Stuffi so plötzlich, nachdem er nur eine Nacht im Gefängnis geschlafen hatte, freigelassen?

Auch darüber gab es die verschiedensten Meinungen. Der Starf habe sich für ihn eingesetzt, sagten die einen; tatsächlich gehörte Starf zu denen, die an Stuffis Unschuld glaubten, im übrigen war ihm die ganze Geschichte, die sich um Schuld oder Unschuld drehte, gleichgültig; die Scheune war abgebrannt und mußte wieder aufgebaut werden, das war ihm jetzt am wichtigsten.

Andre, die darüber nachdachten, warum Starf sich um nichts, was an Gerede umlief, kümmerte, sagten: die blonde Elise hätte sich beim Amtmann für ihren Bruder verwendet, und darum hätte man ihn freigelassen. Andre wollten wissen, der Jumk hätte eine große Summe hinterlegen müssen, die ihm seine beiden Schwiegersöhne geliehen hätten.

Jumks schwiegen. Jörg, der es auch wissen konnte, nach Meinung der Leute, machte ein böses Gesicht, wenn ihm jemand unter die Augen kam, der an Stuffis Unschuld zweifelte. Edi Starf, der auch in die ganze Geschichte hineingezogen wurde, war nirgends zu sprechen und kaum irgendwo zu sehen. Er war in wenigen Tagen ein stiller Mensch geworden und vermied absichtlich jede Begegnung.

Der Sonntag kam heran, ohne daß Aussicht war, über die wichtige Frage ins klare zu kommen. Die beiden Wirtshäuser hatten von der Unsicherheit der Lage den

meisten Gewinn, denn viele, die sonst zu Hause blieben, kamen, um ein Viertel Wein zu trinken und das Neueste zu hören. Auch von auswärts kamen verschiedene Gäste, besuchten die Brandstätte, die inzwischen ein Bauplatz geworden war, und fragten her und hin über das, was allen am Herzen lag.

Nach der Feierabendstunde wurde es still im Dorf, und es dauerte ungefähr ebenso lang wie den vorigen Sonntag, dann läuteten die Sturmglocken und ein Mann rannte durch die Gassen mit einer Trommel. Wer zum Fenster hinausblickte, sah, daß es auf der Adelsburg brannte.

Es brannte lichterloh, und weil die Adelsburg so schön auf einer Anhöhe lag, sah man es nicht nur von fast jeder Stelle des Dorfes aus, sondern auch von den Nachbardörfern. Und weil es nun schon das zweite Mal war innerhalb acht Tagen, daß man die Feuerwehr brauchte, ging es besser als am Sonntag vorher.

Wenige Minuten nach dem Feuerlärm war alles auf dem Platz.

Auf der Adelsburg brannte die Werkstätte, und gerade wie vorher Starfs Scheune, stand sie in hellen Flammen. Es war ein einstöckiger Bau hinter Wohnhaus und Scheune; er hatte ein spitzes Giebeldach, und darunter war ein gut ausgetrockneter Brettervorrat verwahrt.

Die Bretter brannten besonders gut; das war kein Strohfeuer und strahlte eine andre Hitze aus als Starfs brennende Scheune, man mußte darum bei den Löscharbeiten vorsichtiger sein. Dazu kam, daß die andern Baulichkeiten, die zum Anwesen gehörten, hier näher beisammen standen und das Wasser viel weiter weg war. So gab es eine schwere Arbeit.

Nach wenigen Minuten war eine natürliche Ordnung der Arbeitskräfte entstanden; auf den Mann, der die

Uniform eines Feuerwehrhauptmanns trug, und der einst gewählt wurde, weil er bei der Wahl einen guten Tropfen spendierte, hörte man bald nicht mehr. Leiter der ganzen Arbeit wurde Jörg Walter.

Gerettet konnte nicht viel werden, aber der Schutz der andern Gebäude brachte anstrengende Arbeit genug für das ganze Dorf.

Von Jumks rannten alle, mit Ausnahme der Marie, kopflos durcheinander. Die Frauen trugen Wäsche und Kleider im Wohnhaus zusammen, denn sie fürchteten, daß auch dieses abbrennen würde. Der Schreinermeister Jumk konnte es immer noch nicht begreifen, daß ihm so etwas geschehen konnte; nachdem der Dachstuhl eingestürzt war, sah er immer noch fremd und verstört in das brennende Trümmerwerk.

Als die auswärtigen Wehren anlangten, die diesmal, weil der Brand länger dauerte, nicht zu spät kamen, wurde ihr Eingreifen von Wilhelm, dem Sohn des Bürgermeisters, geleitet.

Die Löscharbeiten dauerten bis in den Tag hinein.

Die Leute, die für alles eine Erklärung haben müssen und darum auch alles wissen, waren bald über die Schuldfrage auch bei diesem Brand einig.

Jetzt war es Edi Starf gewesen; er hatte zwar bei den Löscharbeiten geholfen, war aber viel später gekommen als die andern, und wie er half, war etwas eigen gewesen. Er war nie nahe an das Haus herangegangen, er trug in der Ferne Wasser hin und her und sprach mit niemanden, weder über den Brand noch sonst irgend etwas. Es lag zu nahe, eine Rache der Starfs anzunehmen.

Starf antwortete auf dieses Gerede nicht, und Edi

traf es allem nach schwer. Es kam dazu, daß an diesem Montag die Ferien begannen, und da wurde er mehr mit Feldarbeiten beschäftigt als in früheren Jahren; dabei kam er öfter mit Leuten aus dem Dorf zusammen, und weil er nicht wußte, wer von ihnen daran glaubte, daß er ein Brandstifter sei, so benahm er sich gegen alle mißtrauisch.

Edi Starf sang nicht mehr, er ging mit gesenktem Kopf, und viele deuteten das als Schuldbewußtsein. Als er wieder einmal draußen am Rain saß, die Heugabel neben sich und den Kopf in die Hände vergraben, weil er sich allein glaubte, da legte sich eine Hand auf seine Schulter.

Er sah langsam auf und schrak jäh zusammen, es war Elise.

Er hatte sie seit dem Abend in ihrer Stube nie mehr gesehen. Damals hatte sie ihn so schroff von sich gewiesen. Jetzt schien sie wie umgewandelt.

Elise setzte sich neben ihn. Wie bei jedem andern Menschen, den er in diesen Tagen traf, fragte er sich auch jetzt, glaubt sie es oder glaubt sie es nicht? Er fragte: „Du denkst doch nicht schlimm von mir?"

Herzlich und überzeugt sagte sie: „Nein, ich habe keinen Augenblick an deine Schuld gedacht."

Er war so kindlich unbeholfen, und demgegenüber erwachte in ihr die Frau. Liebevoll und weich legte sie ihre Hand auf seinen Kopf und sah ihm in die Augen.

„Eduard, ich weiß, wie traurig es ist, wenn man so verdächtigt wird, du sollst dich aber nicht darüber grämen."

Langsam wurde sein Gesicht froher, seine Augen größer, seinen Kopf bog er leicht zurück: „Jetzt nicht mehr, Elise!"

Das klang wie ein Jubeln, und sie war davon erschreckt, sie hatte ihn als einen Knaben angesehen, aber das war kein Knabe, der da sprach. Sie zog langsam

ihre Hand von seinem Kopf; heiß flutete es über ihr Gesicht.

Er aber faßte die Hand, die sie zurückziehen wollte, küßte sie innig, netzte sie mit Tränen, preßte sie und wollte sie nicht mehr loslassen.

Das geschah an einem Fußweg, der am Wald entlang auf das Feld führte, und wenn er auch wenig benützt wurde, so war es doch möglich, daß jemand daherkommen und dies sehen konnte. Das durfte nicht sein.

„Laß mich gehen," sagte sie rasch, „laß mich weiter!"

„Bist du mir wieder gut?" fragte er und sah flehend zu ihr auf.

Sie hatte nur einen Wunsch, hier nicht gesehen zu werden. So sagte sie: „Mach' keine Tollheiten und laß mich gehen!"

„Ich lass' dich jetzt gehen, aber ich muß einmal mit dir sprechen, es mag kosten, was es will!"

„Am Sonntag früh geh' ich ins Städtchen," sagte sie.

„Ich danke dir, Elise!"

„Behüt' dich Gott!" sagte sie rasch und ging weiter.

Er sah ihr nach. Als sie um die Tannen gebogen war, sprang er auf und breitete weit die Arme aus.

Dann ergriff er seine Heugabel und ging davon. In seinem Leben war er noch nie so froh über das Feld geschritten wie jetzt.

Das Brandunglück zog bei Jumk und seiner Familie tiefere Furchen als das bei Starf gewesen war. Einmal war der Verlust größer, und dann konnte ihn Starf besser tragen als Jumk. Bei Starf war die Arbeit nicht gehindert gewesen, Jumk fehlte nun aber die Werkstätte. Es hatte ihn schon schwer getroffen, daß der Stuffi, ein guter Helfer im Haus, fortgegangen war.

Jumk nahm es heilig ernst mit der Religion; er sah in dem Unglück eine Prüfung Gottes, über die er nicht klagen durfte.

Die Leute im Dorf suchten nach dem Brandstifter; vor allem aber wurde von Amts wegen nach ihm gefahndet. Diesmal kamen vier Herren vom Gericht auf einmal und hielten ausführliche Besprechungen ab.

Einen ganzen Nachmittag verbrachten sie im Haus des Bürgermeisters, und verschiedene Personen wurden vernommen. Darunter auch Edi Starf. Da Starf der Vater nicht wußte, ob es sich dabei um das Haus Starf oder um das Haus Jumk handelte, dachte er darüber nicht lange nach.

Die Untersuchung ging aber um den Brand der Schreinerwerkstätte, und die vom Amt verfuhren streng und gründlich. Sie hatten sich alles erzählen lassen, was bisher im Dorf über diese Geschichte mit allen Zusammenhängen geredet worden, und das war nicht wenig.

Der Schreiber hatte mehr als genug zu tun. Die Bauern und Bäuerinnen, die nun alles sagen durften, was sie auf dem Herzen hatten, fühlten die Bedeutung ihrer Worte, weil sie sahen, daß man alles aufschrieb. So wurde auch die Geschichte von der zerhauenen Bank gründlich durchgesprochen. Edi Starf wurde lang und breit über seine Motive gefragt.

„Weil ich mich geärgert hab', Herr Amtmann!"

„Warum haben Sie sich geärgert?"

„Weil sie gelacht haben."

„Notieren Sie das," sagte der Amtmann, der hier als Untersuchungsrichter handelte, zu seinem Schreiber, „notieren Sie das ausführlich!"

Edi Starf ging es nun nicht so wie den andern, ihn machte das Aufzeichnen seiner Aussagen unruhig. Was

ihn allein anging, daran brauchte kein Mensch herum-zurätseln. Er hätte am liebsten auch dem Richter so geantwortet, wie der Stuffi seinerzeit dem Bürgermeister, aber er war nicht nur der Sohn eines Vaters, der die Hand über ihm hatte, er war auch Schüler einer Anstalt, die sich um das Privatleben ihrer Zöglinge kümmerte. Das fiel ins Gewicht.

Der Amtmann wurde immer zudringlicher.

„Ich verstehe nicht, wieso Sie sich da ärgern konnten."

„Das begreife ich, Herr Amtmann, daß Sie das nicht verstehen, aber ich kann es auch nicht sagen."

„Das darf nicht Ihre letzte Äußerung in diesem Punkt sein."

Der Amtmann erhob sich und ging ein paarmal in der Stube hin und her.

Edi stand auch auf und blieb neben einem Stuhl stehen. Er ahnte irgend ein Unheil und bereitete sich innerlich zur Abwehr vor.

Der Amtsrichter benahm sich aber freundlich. „Herr Starf, es spielt hier offenbar etwas hinein, das Sie für sich behalten wollen, aber ich kann Ihnen versichern, daß alles, was bei uns in den Akten steht, begraben ist für jedermann außerhalb des Gerichts."

Darüber dachte aber Edi Starf anders. Im Städtchen, wo der Herr Amtmann wohnte, war auch Edi Starfs Schule, und da es dort nur ein paar standesgemäße Stammtische gab, kam es vor, daß der Direktor des Gymnasiums mit dem Amtmann zusammentraf, und da konnte es geschehen, daß nicht alles begraben blieb. Am Gymnasium wußte man, daß es einen geheimen Nachrichtendienst gab, wenigstens sagten das die Primaner.

Edi Starf wollte also vorsichtig sein.

„Herr Amtmann, was zur Sache gehört, will ich alles

gern berichten, so gut ich es weiß, aber das gehört nicht dazu."

„Sie werden mir wohl erlauben, das selber zu entscheiden, was zur Sache gehört und was nicht!"

Edi Stark schwieg, und der Amtmann konnte wohl annehmen, daß dies einem Rückzug gleichkam.

„Ich will Ihnen helfen, es soll da ein Verhältnis zwischen einer Tochter des Jumk und einem Burschen aus dem Dorf bestehen, davon wissen Sie sicher? Und dieses Verhältnis soll Ihnen aus irgendeinem Grund nicht gleichgültig sein."

„Darum soll ich also so unsinnig gewesen sein, das Haus anzünden zu wollen, in dem diese Tochter von Jumk wohnt!" sagte Edi Stark bitter. Damit hatte er die guten Formen, die bei ihm noch nicht so in Fleisch und Blut saßen, verletzt.

„Ich verbiete Ihnen diesen Ton!" wies ihn der Amtmann Sommer zurecht.

Edi Stark preßte die Lippen zusammen.

„Ich werde mich an Ihren Vater wenden!"

Der hätte lang schon nichts mehr gesagt, dachte Edi Stark.

„Sie werden doch wohl zugeben, daß Ihr ganzes Verhalten äußerst seltsam ist?"

Nichts geb' ich zu, dachte Edi Stark.

Der Amtmann sprach weiter: „Ich muß Ihnen erklären, daß es in Ihrem eigensten Interesse liegt, die ganze Lage so klar wie möglich zu gestalten."

Das Wortgefecht dauerte noch eine Weile, ohne daß dabei etwas herauskam, das für einen bestimmten Verdacht genügte oder auch nur Anhaltspunkte bot.

Alles, was die Herren vom Gericht herausbrachten, erwies sich als unbrauchbar. Die Anordnung, daß von

nun an ein Gendarm im Dorfe patrouillieren sollte, tröstete nur diejenigen, die sie getroffen hatten.

Am Abend nach diesem Gerichtstag fand eine andre Versammlung statt. Jörg hatte seine Vertrauten eingeladen. Sie trafen sich in tiefer Nacht in einem Rübenkeller, der jetzt noch leer war.

Es waren sieben, mit ihm fünf junge, unverheiratete Männer zwischen dreiundzwanzig und dreißig Jahren, außerdem zwei Verheiratete. Sie wußten im voraus, was es galt, und hatten einander Schweigen gelobt.

Es war halb elf, als der letzte den düsteren Raum betrat.

Gleich darauf begann Jörg zu sprechen: „Ihr wißt, warum wir hier sind; es ist eine Schande für unser Dorf, daß zweimal Brände vorkamen, und daß wir auf uns sitzen lassen müssen, einer aus dem Dorfe hätte das Feuer gelegt. Der Stuffi ist nun fort, und er war ein braver Mensch."

„Ein ungehobelter Kloben war er!" sagte einer.

„Du hast recht, Hans, aber das braucht man jetzt nicht zu sagen. Er war ein unfreundlicher Kerl, aber er ist jetzt nicht mehr da, und wer weiß, ob er wiederkommt. Ich denke, daß so viel sicher ist, daß er die Schuld an diesen Bränden nicht hat."

„Ist das so sicher?"

„Ich meine, wir sollen nichts vorwegnehmen, auch das nicht. Aber sagen will ich euch: nach meiner Überzeugung ist es kein Hiesiger, der diesen Frevel begangen hat. Darum können ihn auch die studierten Herren nicht finden, das müssen wir tun."

„Wie willst du das machen? Verraten wird sich so ein Kerl nicht."

„Wie ich das machen will, das wollen wir jetzt sehen.

Da unten im Tal bauen sie eine Fabrik, dabei sind so an dreißig Maurer und Handlanger tätig. Ich will gegen sie kein Wort sagen, aber es wär' mir lieber, wenn sie mit ihrer Bauerei schon fertig wären. Einer von uns sucht da Arbeit, ich bin sicher, man wird ihn einstellen. Wenn man unter den Leuten ist, hört man am ehesten, was dort vorgeht. Dann müssen wir alle öfters in die umliegenden Dörfer gehen, besonders am Abend und dort in Wirtshäusern herumsitzen!"

„Das fällt auf!"

„Fang eine Liebelei mit der Kellnerin an, dann glauben sie eher an deine Harmlosigkeit. Das wär' was für dich, Ernst!"

Ein stämmiger Bursch, der etwas zurückstand, antwortete: „Ich fang' mit keiner Kellnerin an!"

„Was war denn dann d' Lies?" rief der lange Hans.

„Meinst, ich wär' noch mal so ein Esel!"

Der Jörg sprach weiter: „Ich hab' mir noch was andres ausgedacht. Wir gründen heut eine Dorfwacht, wir sieben. Der Nachtwächter ist ein verbrauchter Mann, auf den ist kein Verlaß, er war gut, solang nichts zu wachen gewesen ist, so wie es hier seit siebenundvierzig Jahren war, aber jetzt braucht's andre Augen, und an uns ist's, nun aufzupassen."

„Wozu sind die Gendarmen da?"

„Daß sie dich aufschreiben, wenn du kein Licht am Wagen hast!"

Der Jörg sagte: „Wir stehen unserm Dorf näher als der beste Gendarm, und wir kennen es auch besser. Ich meine nun so: Wir sieben Männer verteilen uns am nächsten Sonntag, wenn wir aus dem Wirtshaus gehen, einmal auf die drei Wege, die nach den andern Dörfern führen, und dann auf dem freien Feld."

„Ich bin Feuerreiter, wenn's wieder einmal brennt!"

„Recht hast du, Otto, du stehst gleich mit dem gesattelten Gaul am Weg ins Tal. Du führst ihn hinten durch die Gärten und nimmst einen Stock, mit dem du, wenn's gilt, jeden Verdächtigen vom Roß herunter niederschlagen kannst."

Das gefiel Otto Sebol, und auch die andern fanden den Plan richtig. Es war zwar nicht bei allen die wohlgemeinte Sorge um das Dorf und seinen Ruf wie bei Jörg, es war bei den meisten ein bißchen Räuberromantik dabei. Die einzelnen Rollen wurden verteilt, dann versprachen sie alle dem Jörg in die Hand, Stillschweigen zu bewahren, und gingen ihre Wege.

Jörg legte ein Vorhängeschloß vor den leeren Rübenkeller und ging langsam nach der Haustüre; als er schon die Türklinke in der Hand hielt, blieb er stehen. Hinten in den Gärten schrie eine Eule, und wohlig und warm wehte ein Hauch vom Tal herauf.

Er spähte nach der Ecke am Haus, wo dichte Haselbüsche standen, und in ihrem Dunkel sah er hell und licht einen blonden Mädchenkopf. Jörg senkte die Augen und wandte sich langsam.

Sonst, wenn er einmal heimlich nach der Adelsruh wanderte, ging er den Weg durch die Schlucht; jetzt war das nicht nötig, es war nach Mitternacht und er wußte, daß er niemand begegnen würde. So schritt er durchs Dorf und ging langsam im Schatten der Häuser, denn der Mond stand drüben überm Wald. Als er an den Brunnen kam, sah er, daß dort doch jemand war.

Gleich darauf erkannte er ihn: es war der lange Hans. Er trat zu ihm hin und fragte: „Was machst du noch unterwegs?"

„Das könnt' ich dich auch fragen," sagte der lange Hans und setzte sich auf den Brunnenrand.

„Ich hab' so ein Brummen im Schädel," behauptete Jörg, nahm eine Handvoll Wasser und befeuchtete sich die Stirn damit.

„Das geht noch, aber ich hab's Reißen in den Beinen!"

„Seit wann denn?"

„Seit gestern, da hab' ich der Annelies zugeschaut, wie sie die Leiter so gepackt hat, die große Leiter von Stern und um den Baum gedreht, seitdem hab' ich's Reißen in den Beinen, es reißt mich immer zu ihr hin."

Jörg dachte, der ist ehrlicher als ich, und setzte sich neben Hans auf den Brunnenrand.

„Was treibst denn dann da, Hans?"

„Ich hab' schon dreimal einen Anlauf genommen, um heimzukommen, aber es lenkt mich allemal ab, weil die Annelies da hinten schläft."

„Das ist aber merkwürdig!" sagte Jörg und rückte näher an das Haus.

„Gelt, es muß ein Fehler sein, ich weiß bloß nicht, ist er im Kopf oder in den Beinen oder sonstwo."

„Warum gehst denn nicht hin, wenn's dich da hinreißt?"

„Ich trau' mich nicht."

„Du traust dich nicht?"

„O doch," sagte leise der Hans, „ich trau' mich schon, aber mir trau' ich nicht."

Jörg lachte halblaut: „Da geht's dir fast wie mir; ich trau' mir auch nicht."

„Hast du am End' auch 's Reißen?"

„Ich sag' dir doch, 's Brummen hab' ich, seit dem vorigen Sonntag, eigentlich seit ich die von der Adelsburg hab' singen hören, es brummt aber nur einstimmig,

ich bin nun einmal für das andre, weißt, und da wollt' ich die zweite Stimm' suchen gehen."

„Auf der Adelsburg?"

„Oder wenigstens in der Näh'."

Nach einer Weile sagte Jörg und stieß Hans mit dem Ellbogen an: „Meine Mutter hat ein gutes Kirschwasser gebrannt, wollen wir's versuchen?"

„Ich muß morgen mähen, und das schmiert die Sense nicht gut."

„Hast recht! Weißt, Hans, geh mit zur Adelsburg, dann trau' ich mir."

„Du führst mich am Brunnen vorbei!"

„Ich führe dich, Hans, und draußen vor der Adelsburg singst du die zweite Stimm'?"

„Ist mir gleich, aber nicht: ‚Lobe den Herrn!' Gelt?"

„Nein, aber ‚Rosenstock, Holderblüt' ... So mein' ich's."

„Pack' mich fest," sagte Hans, „daß ich sicher bin."

Jörg packte ihn fest, dann gingen sie miteinander nach der Adelsburg. Sie standen im Garten und sangen drei Lieder zweistimmig.

Oben am Fenster, unter dem sie sangen, bewegte sich leise der Vorhang.

Inzwischen hatte der eine das Brummen und der andre das Reißen verloren. Dann gingen sie heim, um noch ein paar Stunden Schlaf zu finden. (Fortsetzung folgt)

Evas Smaragden

Roman von Alexandra von Bosse / Fortsetzung

Es war einige Tage nach dem Basar, als Sublinoffs Schlitten vor dem Hause hielt, in dem seine Geliebte Clarisse de Belmont wohnte. Sie hieß eigentlich Elise Chableau und stammte aus einer nicht sehr feinen Pariser Vorstadt, aber da sie als „Star" einer französischen Tänzertruppe nach Rußland zog, hatte sie sich den klangvolleren Namen zugelegt. Während ihre Truppe in Odessa gastierte, hatte sie Gregor Sublinoff kennengelernt, und er hatte sie veranlaßt, in Odessa zurückzubleiben, als ihre Truppe weiterzog. Später hatte er sie mit nach Petersburg genommen und ihr hier eine hübsche Wohnung eingerichtet.

Mit Clarisse de Belmont mußte Sublinoff sich auseinandersetzen, ehe er um Eva anhielt und seine Verlobung bekannt werden würde, sonst konnte die französische Katze unbequem werden.

Als er bei Clarisse eintrat, lag sie träge auf einer Couchette, erhob sich nicht, hielt ihm nicht die Hand entgegen, und ihre schwarzen, von dichten schwarzen Wimpern umschatteten Augen blinzelten mißmutig zu ihm auf. Langsam, in schleppendem Tone sagte sie: „Nun, mein Freund, man sieht Sie nicht mehr."

Er beugte sich über sie, nahm ihre kleine, mollige Hand und küßte sie, dann zog er einen Sessel zu ihr heran und setzte sich.

„Ja, ich war sehr in Anspruch genommen," sagte er, worauf ein boshaftes Lächeln ihre sehr roten Lippen teilte.

„Davon hörte ich. Goritzky erzählte mir davon. Er erzählte mir von einem sehr reichen, blonden deutschen Mädchen, das du wahrscheinlich heiraten willst."

„So — erzählte er das?“

Sublinoff nahm seine Zigarettendose heraus, wählte eine Zigarette und zündete sie an, blies den Rauch von sich und lehnte sich im Sessel zurück. Der Rauchwolke nachblickend, wiederholte er langsam: „So, erzählte er das? Nun — und wenn es wahr würde?“

Rasch richtete sie sich auf, und ihre Augen blitzten ihn an: „Wahr würde — —? Du denkst doch nicht daran!“

„Warum nicht?“

„Ah — und was soll dann aus mir werden?!“

Die Brauen emporziehend, blickte er sie starr an und während ein zynisches Lächeln seinen Mund umspielte, sagte er brutal: „Nun, meine Liebe, du hast doch nicht geglaubt, daß ich d i c h heiraten würde.“

Sie errötete vor Zorn, und wie das Fauchen einer Katze klang die rasche Antwort: „Nein, ganz gewiß nicht!“

„Nun also ...“

„Aber warum überhaupt?“

„Was geht dich das an?“

Diese Antwort steigerte ihre Wut, ihre Augen sprühten, ihre Hände ballten und öffneten sich abwechselnd, wie die Tatzen einer Katze, die sich zum Kratzen anschickt, und er fand es an der Zeit, sie zu beschwichtigen: „Rege dich nicht auf, Liebste,“ sagte er in schmeichelndem Ton, „noch bin ich ja nicht verheiratet, sondern bei dir. Und wenn ich heirate — was ändert das? Ich werde dich deswegen nicht weniger lieben.“

Aber sie war so leicht nicht zu beruhigen, sie schob, schlug beinahe seine Hand fort, die nach ihrer fassen wollte.

„Oh, ich weiß,“ rief sie, „du bist meiner überdrüssig geworden! Glaubst du nicht, daß ich das längst bemerkt habe? Weil du mich los sein willst, darum hast du den

Idioten Goritzky bei mir eingeführt — haha! Gleich habe ich dein Manöver durchschaut, mein Bester. Aber ich bin nicht eine Kokotte, die sich von Hand zu Hand geben läßt — nein! Wenn er wiederkommt, der Idiot, jage ich ihn fort! Mit einem Fußtritt jage ich ihn vor die Tür!"

Er lächelte über ihren Zorn, es amüsierte ihn, wie dabei aus Madame Clarisse de Belmont wieder das Pariser Vorstadtmädel Elise Chableau wurde. Langsam sagte er dann: „Wäre sehr töricht gehandelt, Teuerste. Gerade weil ich an deine Zukunft dachte, habe ich den reichen jungen Fürsten Goritzky bei dir eingeführt."

„An — meine Zukunft ...?"

„Nun ja, verstehst du denn nicht? Wenn du es nur ein bißchen geschickt anfängst, heiratet er dich, eben weil" — er wollte sagen: weil er ein Idiot ist, verschluckte das aber und endete: „— weil er so wahnsinnig in dich verliebt ist."

Clarisse dehnte und streckte sich gleich einer geschmeidigen Katze, blinzelte dabei mißtrauisch zu Sublinoff auf, dessen Augen jede ihrer Bewegungen verfolgten. Seine Blicke wurden glühend, und sie erkannte, daß er sie doch noch liebte und die Leidenschaft für sie in ihm noch nicht ausgebrannt war. Das befriedigte sie. Schmachtend sah sie ihn an: „Ah, mein Lieber, du warst in Odessa ebenso wahnsinnig in mich verliebt, aber du hast nie daran gedacht, mich zu heiraten."

Klagend sagte sie es, und er lachte. „Mein Gott, ich — ich natürlich nicht, denn ich bin —" er wollte sagen: kein Idiot, verschluckte das wieder und fuhr fort: „— ich bin nicht so reich wie Goritzky und auch nicht Fürst. Für dich wäre es kein Vorteil gewesen, mich zu heiraten, und für mich sehr unvorteilhaft, weil ich mir dadurch meine Karriere verdorben haben würde. Auf seine Karriere

braucht aber Goritzky keine Rücksicht zu nehmen, ihm genügt es, nur Fürst zu sein, denn er ist reich genug dafür. Wenn du ihn heiratest, wirst du sehr reich und außerdem Fürstin. Also — was willst du mehr?"

Clarisse gefiel Goritzky nicht. Er war zwar nicht gerade ein Idiot, doch mit geistigen Gaben nicht besonders beschwert. Dazu plump, dick, mit häßlichem breiten Kalmückengesicht. Aber reich werden! Fürstin werden! Das war schon verlockend genug, um alle Mängel Goritzkys dazu in Kauf zu nehmen. Nachdenklich zupfte sie an ihrem Spitzentüchlein, nun ernsthaft erwägend: Goritzky war so einfältig, dabei so verliebt, es konnte wirklich nicht schwer sein, ihn dazu zu bringen, sie zu heiraten. Man mußte es nur ein bißchen geschickt anfangen. Und sie war schon entschlossen, es zu versuchen.

Sublinoff hatte sie beobachtet, den Lauf ihrer Gedanken an ihrem Mienenspiel erratend. Jetzt beugte er sich so weit vor, daß sein Gesicht sich ihrem näherte, seine starken Lippen teilten sich, seine großen, weißen Zähne wurden sichtbar, und ein wenig kniff er das linke Auge ein. Langsam und nachlässig sagte er: „Und dann, mein Gott, können wir ja weiter gute Freunde bleiben — wie?"

Sie blickte rasch auf, sah in seine lachenden Augen und erkannte, daß er durchaus nicht beabsichtigte, sie aufzugeben und aus seinem Leben zu streichen, obgleich er heiraten wollte, und erst recht nicht, wenn sie Goritzky heiratete. Da schnellte sie empor und schlang die Arme um seinen Hals, verschlang die Hände an seinem Nacken und zog ihn langsam an sich.

„Gregor, mein Freund," sagte sie in girrendem Ton, und der Ausdruck ihres Gesichts wurde so zärtlich wie der eines schmeichelnden Kätzchens, „Gregor, weißt du

was du bist? Ein Schurke bist du! Wirklich ein Schurke! Aber gerade darum muß ich dich mehr lieben, als ich je einen andern lieben könnte."

Evas Gedanken beschäftigten sich fortan mehr als vorher mit ihrer Kindheit und Jugend. Es war, als sähe sie nun alles von einem neuen Standpunkt aus, an alles wollte sie sich wieder erinnern und alles gleichsam noch einmal durchleben. So suchte sie eines Vormittags alte Albume hervor, darin Papachen, der ein eifriger Amateurphotograph gewesen, seine Aufnahmen sorgfältig eingeklebt hatte. Eva kannte alle diese Bildchen, aber nun betrachtete sie sie mit erneutem und erhöhtem Interesse. Sie zeigten so recht, wie wichtig ihre kleine Persönlichkeit den alten Malvers gewesen und wie sich im Malverschen Hause alles um die kleine Eva gedreht hatte.

Da war sie im Steckbettchen auf Mamachens Schoß und auf Papachens Arm, der ernsthaft und als suche er ein wichtiges wissenschaftliches Problem zu ergründen, durch seine Brille auf das kleine Menschengesichtchen niederblickte. Da war sie im Hemdchen und mit lachendem Gesichtchen auf Mamachens Arm und im Kinderwagen, neben dem Mascha stand. Andre Aufnahmen zeigten sie in verschiedensten Stellungen, schlafend, wachend, auf allen vieren und zum erstenmal aufrecht stehend. Von Blatt zu Blatt weiterblätternd, sah sie so das Kindlein allmählich zum heranwachsenden jungen Mädchen sich entwickeln.

Dann kam ein Bildchen, worauf sie als etwa neunjähriges Mädchen neben einem Jungen stand, der um einen Kopf größer war als sie. Sie hielt seine Hand und blickte freundlich zu ihm auf.

„Dieter Wandrup!" sagte sie halblaut und betrachtete nachdenklich das Bild. Wie lange schon hatte sie nicht mehr an ihn gedacht. Und was mochte wohl aus ihm geworden sein?

Auf dem Bilde war sie selbst zierlich und nett angezogen, er dagegen trug einen häßlichen Anzug, daran die Kniehosen zu lang und die Ärmel der Jacke zu kurz waren. Unwillkürlich lächelte Eva, sich erinnernd, daß der arme Dieter immer häßliche und schlecht passende Anzüge getragen hatte, die von einer kleinen Schneiderin aus alten Anzügen seines Vaters für ihn zurechtgeschneidert wurden und immer auf Zuwachs berechnet waren. Das hatte ihm etwas Ungeschicktes gegeben und ihn geniert, gerade weil er viel darauf gab, nett und sauber angezogen zu sein.

Eva blätterte weiter. Und immer wieder war nun Dieter Wandrup neben ihr auf dem Bildchen. Sie verweilte bei jedem, nahm ein Glas und betrachtete hindurch Dieters schmales Knabengesicht, mit den klugen Augen und der hohen, eckigen Stirn, darüber das dunkelblonde Haar an der linken Seite gescheitelt war und sich ein wenig lockte. Ob er sich seitdem sehr verändert hatte? Er war drei Jahre älter gewesen als sie und ein nachdenklicher, ernsthafter Junge, der eigentlich als Spielgefährte für ein jüngeres und dabei so munteres Mädelchen, wie sie es gewesen, gar nicht paßte. Und doch hatten sie sich so sehr angefreundet.

Da sie nicht in die Schule ging, sondern zu Hause unterrichtet wurde, hatte sie nie wirkliche Freundinnen gehabt, wie andre kleine Mädels, ihr hatte Mamachen als Gefährtin immer genügt, und sie hatte Freundinnen nie vermißt. Dann aber hatte sie sich eines Tages Dieter Wandrup aus dem Nachbargarten herübergeholt, und

weil Mascha gerade für sie Milch und Butterbrote in den Garten brachte, teilte sie mit ihm ihr Frühstück. Mascha aber bemerkte, daß der fremde Junge hungrig war, brachte mehr Milch und mehr Butterbrote. Später erfuhr Eva aus Gesprächen zwischen Papachen und Mamachen, zum Teil auch von Mascha, daß Dieters Vater Arzt sei und fast nie zu Hause. Eine Mutter hatte er nicht, dafür eine Tante, die aber sehr geizig sein sollte und Dieter sehr wenig zu essen gab. Bald kam Dieter täglich herüber, sobald er schulfrei war, dann frühstückte oder vesperte er mit ihr, und allmählich wurde es zur Gewohnheit, daß er zu Mittag behalten wurde oder zum Abendessen. Dabei rundeten sich ein wenig seine schmalen Wangen, er kräftigte sich zusehends, worüber sich Mamachen sehr freute. Immer nötigte sie ihn, zuzulangen, und war ganz beleidigt, wenn er einmal keinen Appetit zeigte.

Während Eva sich noch mit den Bildchen beschäftigte, kam Frau von Schachten eilig herein, sah erregt aus, zögerte aber mit ihrem Anliegen und beugte sich über das Photographiealbum.

„Wer ist denn der häßliche Junge?" fragte sie, sich zu Eva setzend, und diese erwiderte beinahe gekränkt: „Aber Tante Olga, häßlich ist er doch gar nicht, nur häßlich angezogen. Sieh doch seine hohe Stirn mit den kantigen Schläfen, die freundlichen, klugen Augen und den hübschen Mund mit dem eigensinnigen Zug. Eigensinnig konnte er nämlich sein, der Dieter."

„Dieter? Nie hast du von ihm gesprochen."

„Nein, und doch war er damals mein einziger und heißgeliebter Freund. Wie einen Bruder habe ich ihn liebgehabt."

Sie erzählte von ihm und schloß: „Aber nur zwei Jahre dauerte die Freundschaft, dann kehrte sein Vater,

der Holsteiner war, nach Deutschland zurück und nahm Dieter mit, und seitdem habe ich meinen Freund nicht wiedergesehen."

„Und nie von ihm gehört?"

„Ach, anfangs schrieb er einigemal, ich antwortete, aber das hörte allmählich auf, und jetzt habe ich schon ewig lange nicht mehr an ihn gedacht. Zu merkwürdig ist das, denn damals, als wir Abschied nahmen" — sie lachte — „habe ich ihm hoch und heilig versprochen, daß ich ihn später heiraten würde."

Bei diesen Worten schrak Frau von Schachten auf und erinnerte sich, weshalb sie zu Eva gekommen war.

„Ach, da fällt mir ein, Evachen," sagte sie ganz verlegen, und ihr freundliches altes Gesicht errötete dabei, „es ist nämlich, weißt du — deshalb kam ich her — eben Besuch gekommen und da ... weil es nämlich Gregor Kyrillowitsch ist, der ..."

Flammendrot wurde Eva.

„... der gekommen ist, dabei in Gala," fuhr Frau von Schachten fort, „und Onkel Kolja um eine Unterredung ersuchte, da dachte ich ..."

Eva erblaßte bis in die Lippen und sah aus, als würde sie ohnmächtig, und schnell legte Mama Schachten den Arm um sie.

„Liebchen, ich weiß ja nicht, aber wenn er nun kam, um Onkel Kolja zu sagen, daß er dich zu seiner Frau machen möchte, und dann Onkel Kolja zuerst mich fragt, ob du es willst, was soll ich sagen? Liebst du ihn genug, um seine Frau werden zu können?"

Noch ehe Frau von Schachten ihre Frage beendet, barg Eva ihr erglühendes Gesicht an ihrer Brust und hauchte stammelnd: „Ja — ja — ich liebe ihn! Ich liebe ihn über alles!" — —

Unterdessen geschah wirklich, was Frau von Schachten vermutete: Gregor Sublinoff hielt um Evas Hand an. Ganz ohne Umschweife hatte er erklärt: „Baron Schachten, ich liebe Ihr Mündel, Fräulein Eva Malvers, und gebe mir die Ehre, um ihre Hand anzuhalten. Evas Zustimmung glaube ich gewiß zu sein."

Schachten kam das nicht unerwartet, weil seine Frau ihn darauf aufmerksam gemacht hatte, daß Sublinoff Eva sehr den Hof machte und offenbar beabsichtigte, um sie zu werben. Er hätte für Eva einen Gatten gewünscht, dessen Charaktereigenschaften ihm mehr Gewähr für Evas Glück gegeben hätten, aber wenn Eva nun gerade ihn liebte, konnte er seine Zustimmung nicht versagen. Es war nichts gegen Sublinoff einzuwenden, was dazu berechtigt hätte, ihn abzuweisen; er konnte nicht einmal annehmen, daß der junge Offizier auf Evas Vermögen spekulierte, da er soeben erst eine große Erbschaft gemacht. Er hatte sich erkundigt.

Sublinoff stand vor ihm und blickte ihn offen und treuherzig an. Er sah prachtvoll aus in der kleidsamen Kosakenuniform. Schachten begriff, daß ein junges Mädchen sich rasch in einen solchen Menschen verlieben konnte, besonders wenn der es darauf absah, es in sich verliebt zu machen. Und von Sublinoffs linker Achsel hingen prangend goldene Adjutantenschnüre. Das imponierte Schachten. War er also schon Regimentsadjutant geworden? Nun, das deutete auf hohe Gönnerschaft und hohe Gönnerschaft verhieß gute Karriere.

Schachten machte also die üblichen Phrasen und erklärte schließlich, daß er, wenn Eva einverstanden sei, selbstverständlich seine Genehmigung zur Verlobung nicht versagen würde.

Sublinoff versicherte nochmals, daß er Evas Gegen-

liebe gewiß zu sein glaube, er habe sie nur noch nicht gefragt, ob sie ihn heiraten wolle, weil er zuerst habe wissen wollen, ob Baron Schachten etwas gegen ihn einzuwenden habe. Das gefiel Schachten, und Sublinoff sprach weiter: Er habe etwas toll gelebt, das gebe er zu, und das Geld sei ihm rasch durch die Hand gegangen, aber Baron Schachten wisse ja, ein junger Offizier rechne nicht. Das würde nun alles anders werden, natürlich auch sein Privatleben, denn wenn man sich verheiraten will, muß man Beziehungen abbrechen, die den neuen Umständen sich nicht mehr anpassen ließen. Er kam so allem zuvor, was Schachten gegen ihn hätte einwenden können.

Dann sprach er von seiner finanziellen Lage, die es ihm ermöglichte, seine Wahl zu treffen, ohne auf Vermögen zu sehen, nannte den ziemlich hohen Betrag der ihm zugefallenen Erbschaft, wobei er freilich verschwieg, daß er auf einen Teil davon bereits vor seiner Mutter Tod beträchtliche Schulden gemacht hatte. Niemand wußte das als er selbst und seine verschwiegenen Gläubiger, natürlich auch Schachten nicht. Dieser mußte sogar glauben, Sublinoff wisse noch gar nicht, wie reich Eva war, und das freute ihn.

Er strich sich mit beiden Händen den weißen Bart und lächelte befriedigt. Aber dann fiel ihm ein, was seine Frau ihm gesagt, und seine Miene wurde wieder ernst: Sublinoff mußte natürlich davon in Kenntnis gesetzt werden, daß Eva nur ein Adoptivkind des Malverschen Ehepaars gewesen und ihre Herkunft unbekannt war. Aber kaum fing er davon an, als Sublinoff ihn unterbrach: „Das weiß ich schon, Baron Schachten, Fürstin Garizzin sagte es mir; aber das ändert an meinen Gefühlen und meinen Absichten Eva gegenüber nichts.“

„Dann wissen Sie gewiß auch," sagte Schachten, „daß Herr Malvers, der recht wohlhabend war, Eva zu seiner Universalerbin ernannte."

„Auch davon habe ich gehört," gab Sublinoff gleichmütig zu, „aber, wie ich schon sagte, fällt das bei mir nicht ins Gewicht. Herr Malvers war ja wohl Professor an der Dorpater Universität, also ein Gelehrter, besonders reich sind Gelehrte für gewöhnlich nicht. Nun, wenn er Eva etwas hinterlassen hat, so ist das ja nicht unangenehm. Es ist nie unangenehm, wenn die Frau etwas eigenes Vermögen hat, nicht wahr?"

„Natürlich nicht," nickte Schachten. „Aber es handelt sich doch um ein recht beträchtliches Vermögen." Er nannte die Summe. „Herr Malvers setzte mich zu Evas Vormund ein und wünschte, daß ich, je nach Umständen, dies Vermögen für Eva bei ihrer Verheiratung möglichst sicherstelle. Das beabsichtigte ich auf jeden Fall, es richtet sich also nicht speziell gegen Sie, Gregor Kyrillowitsch, wenn ich vorschlage, das Kapital derart anzulegen, daß es weder von Ihnen noch von Eva bis zu Evas dreißigstem Jahr berührt werden kann, während die Zinsen Ihnen selbstverständlich sogleich nach der Hochzeit zu freier Verfügung stehen werden. Eva ist noch sehr jung, in geschäftlichen Dingen ganz unerfahren, und Sie selbst, nun bisher, das haben Sie mir selbst erklärt, verstanden Sie nicht zu rechnen. Da es im Sinne ihres Vaters geschieht, wird Eva gewiß mit diesem Vorschlag einverstanden sein, und ich denke, Sie werden nichts dagegen einzuwenden haben, da Sie ja über beträchtliches eigenes Vermögen verfügen."

Sublinoff war natürlich durchaus nicht einverstanden, aber er wußte, daß es einen sehr üblen Eindruck machen würde, wenn er nur das geringste dagegen sagte, und

so beeilte er sich mit gutgespieltem Gleichmut zuzustimmen: „Aber selbstverständlich bin ich einverstanden, Baron Schachten, wenn Eva es ist," sagte er, dachte jedoch dabei: Das wird sich schon noch ändern lassen.

Danach waren die Vorverhandlungen zu beiderseitiger Zufriedenheit erledigt. Baron Schachten sprach zunächst mit seiner Frau, dann wurde Eva gerufen und die Verlobung erklärt, worauf sich ein festliches kleines Frühstück anschloß, für das Frau von Schachten bereits gesorgt hatte.

Niemand war glückseliger als Eva; sie war wie betäubt von ihrem Glück und konnte es kaum fassen.

In der ersten Zeit nach ihrer Verlobung ging Eva wie in einem Traum umher, und alles um sie her erschien ihr unwirklich. Die Wonne ihres Glücks erschien ihr zu groß, um dauern zu können. Neben Sublinoff dünkte sie sich so unbedeutend, daß sie sich immer wieder fragte, warum er, der von allen geliebt wurde, gerade sie liebte und erwählt hatte. Warum begehrte er gerade sie zur Frau, die ihm so gar nichts zu bieten hatte? Nicht einmal einen Namen hatte sie, der ihr wirklich gehörte. Aber er liebte sie. Immer wieder sagte er es ihr und bekräftigte seine Versicherung mit Liebkosungen, die sie verwirrten und manchmal durch ihre Leidenschaftlichkeit erschreckten. Und immer, wenn er auch nicht bei ihr war, dachte er an sie, denn jedesmal, wenn er kam, brachte er ihr etwas mit. Einmal Blumen, ein andermal eine Schachtel köstliches Konfekt, dann ein besonders hübsches Armband oder ein andres kleines Schmuckstück. Zu ihrer Verlobung hatte er ihr einen wundervoll gearbeiteten Ring mit prachtvollem wasserklarem Diamanten an den Finger gesteckt. Ein Erbstück. Der Ring war so schwer, daß Eva ihn beständig am Finger spürte, aber sie hatte Gregor

versprochen, ihn niemals abzulegen, denn das würde, hatte er gesagt, Unglück bedeuten.

„Warum liebt er gerade mich?“ Immer wieder stieg die Frage in ihr auf. Selbstverständlich kam ihr niemals der Gedanke, Sublinoff habe auf ihr Vermögen spekuliert, als er um ihre Hand anhielt. Wie hätte sie auf einen solchen Gedanken kommen können? Sie war gar nicht fähig, zu überlegen, ob ihr Vermögen sehr groß sei, und ob es groß genug sei, um Sublinoffs Entschluß, sie zu heiraten, beeinflußt zu haben. Sie hielt ihn für viel zu reich, um ihr Vermögen überhaupt in Betracht zu ziehen, das heißt, sie dachte eigentlich gar nicht darüber nach. Er hatte prachtvolle Pferde, machte ihr Geschenke, war reich wie ein Märchenprinz etwa, so ganz ideal sah sie ihn. Was fragt ein Märchenprinz nach Geld? Alles gehört ihm. Alle Schätze der Welt sind sein. Was sie früher Ungünstiges über ihn gehört hatte, berührte sie nicht, denn in ihren Augen war er ebenso gut und edel als schön, und es erschien ihr nur natürlich, daß alle Frauen und Mädchen sich in ihn verliebten. Trotz des Glückes, das sie ganz erfüllte, lebte sie doch in beständiger Angst, dieses Glück könnte ihr wieder entrissen werden.

Da Frau von Schachten ihren mit Bronchitis verbundenen Influenzaanfall zum Vorwand nahm, nicht auf Gesellschaften zu gehen, wurde Eva jetzt von Lisa Dargilow in Obhut genommen. Fast für jeden Abend gab es eine Gesellschaft, einen Ball, irgend einen Empfang oder Theaterbesuch, nach dem gewöhnlich noch etwas unternommen wurde. Und überall traf Eva natürlich mit Gregor Sublinoff zusammen; sie wurde als seine Braut gefeiert, und er wich kaum von ihrer Seite. Und man bewunderte das schöne Paar. Eva war entschieden schöner

geworden seit ihrer Verlobung. Die Liebe verschönte sie. Sie sah wie eine schöne, strahlende junge Königin aus, wenn sie am Arm ihres Verlobten durch einen Saal schritt. Er groß und kräftig mit seinem braunen, gleichsam brutal-schönen Tatarengesicht, und sie blond und lieblich mit ihren leuchtenden blauen Augen und schimmerndem Goldhaar.

Zu allen diesen Gesellschaften und Vergnügungen holte Lisa Dargilow Eva stets in ihrem kleinen Autocoupé ab und brachte sie gewissenhaft wieder nach Hause. Die junge Fürstin Dargilow war aber mit Evas Verlobung durchaus nicht einverstanden und verbarg das nicht. Sie machte ihrer Mutter sogar Vorwürfe, weil diese die Verlobung nicht verhindert hatte.

„Du wirst sehen," sagte sie zu ihr, „Eva wird als seine Frau unglücklich werden. Gregor Kyrillowitsch ist ein Blender, unwillkürlich betrügt er durch seine äußerliche Schönheit, aber ganz bewußt durch seine Art, sich zu geben und zu reden. Er ist gar nicht so gut, so edel, so selbstlos und harmlos und dabei nur ein bißchen leichtsinnig, wie er die Menschen glauben lassen will und wie sie es ihm meist glauben. Er ist ein schlechter Charakter."

„Nun, nun," erwiderte kopfschüttelnd ihre Mutter, „wie kannst du das sagen! Du warst doch einmal selbst ganz in ihn verliebt."

„Eben darum," sagte Lisa.

Eines Abends, als sie zusammen in die Oper fuhren, deutete Lisa ihre Ansicht über Sublinoff auch Eva gegenüber an. Sie sagte halb scherzend, Eva müsse sich darüber klar werden, daß Gregor nicht ein solcher Idealmensch sei, als sie jetzt glaube, sonst würde sie später eine große Enttäuschung erleben.

„Warum sagst du mir das, Lisa,“ fragte Eva, „hast du irgendwelchen Grund dafür?“

„Ja,“ erwiderte Lisa, „ich kann es gar nicht mehr mitansehen, daß du ihn so bedingungslos anbetest. Du darfst nicht nur seine Vorzüge sehen, die vielleicht nur äußerlich sind, du mußt auch seine Fehler erkennen, ehe du ihn heiratest.“

Eva lächelte. „Wenn Fehler an ihm sind, Lisa, dann liebe ich auch diese.“

Lisa warf einen Blick himmelwärts und machte eine ungeduldige Bewegung.

„Nun gut, denke, daß auch seine Fehler und Untugenden liebenswert sind, aber eines solltest du doch tun, Liebstes, sorge dafür, daß dein Vermögen sichergestellt wird.“

Eva verstand kaum, was Lisa damit meinte, konnte auch nichts darauf erwidern, denn das Auto hielt vor der kaiserlichen Oper, und sie mußten aussteigen.

Das Theater war sehr voll. Lisa empfing Besuche in ihrer Loge, und wie andre Besucher kam auch ihr Mann herein, küßte den Damen die Hand und stellte eine Schachtel Konfekt neben seine Frau. Dann kam auch Sublinoff, prächtig wie ein junger Gott, und Eva verglich die beiden Herren miteinander.

„Arme Lisa,“ dachte sie, „natürlich ist sie eifersüchtig.“

Sie wußte, daß Lisa einmal, ehe sie Dargilow heiratete, in Gregor verliebt gewesen war, und war nun fest überzeugt, Lisa liebe ihn heimlich noch immer und gönne ihn ihr — Eva — nicht. Michael Dargilow war ja gewiß ein lieber, guter Mensch, aber doch mit Gregor nicht zu vergleichen. Wie unansehnlich erschien er doch neben ihm, das mußte auch Lisa bemerken.

Ein Rauschen ging durch den großen Raum. Der Zar

und die Zarin waren in ihrer Loge erschienen, und sofort stimmte das Orchester die machtvolle russische Nationalhymne an. Im Parkett und in den Logen erhob sich alles. Eva sah das Zarenpaar zum erstenmal aus der Nähe und bewunderte die Zarin mit ihrem schönen, bleichen Märtyreringesicht unter dem funkelnden Diadem. Aber wie klein und unbedeutend erschien der Zar neben ihr mit dem knabenhaften Stumpfnäschen im bartumrandeten Gesicht und den großen, schüchternen und traurigen Augen. Warum sahen sie beide traurig aus? Waren sie nicht glücklich?

Aber dann mußte sie an das denken, was Lisa im Auto noch zuletzt zu ihr gesagt hatte: Vermögen sicherstellen lassen! Wie das? Und vor wem sicherstellen? Vor Gregor etwa? Welche Idee!

Einen der nächsten Abende war Eva, die sich nicht ganz wohl fühlte, zu Hause geblieben. Gräfin Kratkoff war zu Frau von Schachten gekommen, sie zu unterhalten, dann Madame Tirar, und man saß gemütlich im Wohnzimmer. Die Kratkoff rauchte eine Zigarette nach der andern und erzählte Klatschgeschichten, die beiden andern Damen strickten, Eva blätterte in neuerschienenen Modejournalen. Später erschien Gregor Sublinoff, der von Lisa erfahren hatte, daß Eva heute zu Hause geblieben sei. Er brachte eine große Schachtel eingemachter Früchte mit, setzte sich zuerst mit an den runden Tisch, nahm eine Zigarette, die ihm die Kratkoff bot, an, rauchte und unterhielt die alten Damen mit seinem launigen Geplauder.

Allmählich aber wandte er sich Eva zu, begann mit ihr zu flüstern. Sie sprachen von der bevorstehenden Hochzeit. Schließlich erhoben sie sich und gingen ins Neben-

zimmer, zu dem die Türe offen stand, und wo Eva ihm neue Muster, die angekommen waren, zeigen wollte. Er betrachtete die Muster, aber er war dabei zerstreut, und allmählich fiel es Eva auf, daß er verstimmt zu sein schien. Als sie von der Hochzeitsreise sprach, die er plante und die sie nach dem Orient führen sollte, und sie sagte, wie sehr sie sich schon darauf freue, Konstantinopel zu sehen, runzelte er ein wenig die Brauen, nahm eine Musterkarte auf und betrachtete sie aufmerksam. Erst nach einer Weile sagte er mit einem Achselzucken: „Nun, vielleicht überlegst du dir das noch?"

„Was?"

„Die Hochzeitsreise. Weißt du, Duschinka, viel besser wäre es für dich, du heiratetest mich nicht, sondern einen, dem man mehr vertrauen kann. Meinst du nicht auch?"

Eva wurde ganz blaß vor Schreck.

„Aber — Gregor ...!"

Er nahm ihre Hände in seine, sah ihr dabei in die Augen, die groß und ängstlich auf ihn gerichtet waren.

„Nun, erschrick nicht, Täubchen," sagte er weich, „ich glaube nur, es wäre besser für dich, wenn du mich nicht heiraten würdest, weil ich eben ein Mensch bin, dem man nicht ganz vertrauen kann, nicht wahr?"

„Wer sagt das?"

Ganz empört fragte es Eva, und sie dachte dabei an Lisa Dargilow.

„Ich sage es," erwiderte er leise. Er dämpfte seine Stimme, damit die Damen im Nebenzimmer nichts verstehen sollten, dadurch klang sie weich und zärtlich. „Ich liebe dich so sehr, Eva, mein goldenes Täubchen, darum will ich nicht, daß du unglücklich wirst. Aber wie könntest du mit einem Manne glücklich werden, dem du nicht ganz vertraust?"

„Wie meinst du das? Ich verstehe dich nicht?“ rief Eva, sich erregend. „Warum sollte ich dir nicht ganz vertrauen?“

Leicht legte er ihr die Hand auf den Mund und wies mit einem Blick nach dem Nebenzimmer.

„Warum glaubst du, daß ich dir nicht ganz vertraue?“ fragte Eva, ihre Stimme dämpfend.

„Aber Duschinka, ist es nicht natürlich? Man hat dir gesagt, daß ich ein Leichtfuß bin, verschwenderisch, und ich weiß nicht, was noch, und darum willst du, daß man dein Eigentum gegen mich sicherstellt, was ja vielleicht gut und vorsichtig ist, aber doch mir zeigt, daß man dich gegen mich mißtrauisch gemacht hat.“

„Aber ich will das ja gar nicht! Nie, nie habe ich das gewollt!“ rief Eva heftig aus, dämpfte dann erschrocken ihre Stimme und versicherte eifrig: „Gar nicht an so etwas gedacht habe ich, Gregor, ich schwöre dir!“

„Nicht?“ fragte er wie erstaunt und streichelte beruhigend ihre Wange. „Dann verzeihe mir, Ewitschka, weil ich es gedacht habe. Aber ich verstand es so, wirklich. Mir wurde gesagt, du seist einverstanden damit, daß Onkel Kolja dein Vermögen weiter verwaltet, auch dann, wenn du einen Mann haben wirst, der das für dich tun kann, und das noch für zehn oder zwanzig Jahre weiter. Ich weiß schon nicht. So etwas ist natürlich immer kränkend für einen Mann, verstehst du?“

„Aber ich bin nicht einverstanden,“ versicherte nochmals Eva.

Er sprach weiter, als hörte er nicht: „Natürlich habe ich deinem Onkel gesagt, daß ich nichts dagegen habe, wenn du einverstanden bist, aber ...“

„Das bin ich aber nicht!“ unterbrach sie ihn.

„Nun, lasse nur,“ wehrte er, „es ist ja einerlei. Schade

nur, weil man das Kapital viel günstiger anlegen könnte, günstiger für dich nämlich. Aber wenn man mir nicht vertraut ..."

„Gregor!"

Mit einer heftigen, beinahe leidenschaftlichen Bewegung schlang Eva die Arme um seinen Hals, und ein Strahl unsäglicher Liebe und Hingebung ließ ihre schönen Augen aufflammen.

„Lieber! Liebster! Ganz vertraue ich dir!" flüsterte sie ganz atemlos vor Erregung. „Wie sollte ich dir denn nicht ganz vertrauen? — Mich selbst gebe ich dir — mich selbst ganz und gar, Gregor, und — und alles, was mein ist, das gehört dir — alles! Du kannst damit machen, was du willst! Es ist alles dein!"

Er zog sie an sich und küßte sie zärtlich wieder und wieder. Immer leidenschaftlicher wurden seine Küsse.

„Ach du," flüsterte er, „wie liebe ich dich! Alles andre ist ja ganz einerlei, Herzliebste, was kümmere ich mich um das dumme Geld! — Wenn ich nur dich habe, Liebling, wenn ich nur weiß, daß du mich liebst und mir ganz vertraust."

„Ja — ja!"

„Also reden wir gar nicht mehr davon — ja? Vergiß, was ich gesagt habe — ja? Laß nur alles, wie es ist und wie Onkel Kolja es haben will."

„Nein! Nein!"

„Aber es ist ja einerlei, Duschinka; wenn ich weiß, daß du mir vertraust, ist doch alles andre gleichgültig."

Aus dem Wohnzimmer rief jetzt Mama Schachten, der das zärtliche Geflüster nebenan zu lange dauerte. Sie bat Eva, etwas zu spielen und zu singen. Eva war sehr musikalisch, spielte gut Klavier und hatte eine nicht große, aber hübsche Sopranstimme und guten Gesangunterricht

gehabt. Gregor war so musikalisch, wie es fast alle Slawen sind, aber er liebte eigentlich nur leichte Musik, wie sie Operetten und Tingeltangel boten. Er spielte nicht Klavier, hatte aber eine schöne, kräftige Stimme, die allerdings ganz ungeschult war, und sang, wenn er aufgelegt war, gut russische Volkslieder.

Eva setzte sich ans Klavier und sang einige Schubertsche Lieder, die Mama Schachten liebte; dann forderte die Kratkoff Gregor auf, sich hören zu lassen, und nachdem er sich mit Eva über die Begleitung geeinigt, sang er mit viel Gefühl einige melancholische russische Liebeslieder, die ihn selbst rührten. Er sang, ohne auf die Noten zu sehen, da er niemals Musikunterricht genommen, aber es ging sehr gut, weil er natürliches musikalisches Gefühl hatte und Eva ihm mit der Begleitung gut folgte. Für Eva war jede Note, die er sang, eine Liebeserklärung. Und da er, infolge seines Gesprächs mit Eva, vergnügtester Laune war, sang er dann noch ohne Begleitung einige wilde Kosakenlieder, wie er sie von seinen Soldaten gehört. Dabei stampfte er mit den Füßen auf und ließ die Augen blitzen.

Eva war ganz hingerissen, ihre Augen strahlten ihn an, und die alte Kratkoff klatschte begeistert Beifall. So verlief der Abend sehr angenehm.

In Eva klangen, als sie zu Bett lag, die Lieder nach, die er gesungen, sie konnte nicht schlafen, und sie dachte über das nach, was er vorher mit ihr gesprochen. Sie war überzeugt, Lisa habe Onkel Kolja die Idee eingegeben, ihr Vermögen sicherzustellen, weil sie Gregor haßte. Wie konnte man ihr zumuten wollen, Gregor durch solches Mißtrauen zu kränken! Als Schachten sie einige Tage später zu sich bitten ließ, um ihr darüber

väterlich seine Vorschläge zu machen, war sie fest entschlossen, in nichts zu willigen, was irgendwie als Mißtrauen gegenüber Gregor gedeutet werden konnte.

Nachdem Schachten ihr alle Depotscheine und andre Dokumente vorlegte, davon sie nichts verstand, und ihr dann erklärte, wie groß ihr Vermögen sei, wie er es seit dem Tode ihres Vaters verwaltet habe, und welche Bedeutung es habe, daß das Kapital auch in Zukunft in seiner Substanz erhalten bleibe, hörte Eva schweigend und aufmerksam zu, dann aber sagte sie: „Ach, Onkel Kolja, das ist so verwickelt und schwierig zu verstehen; sprich lieber mit Gregor, der nun alles für mich machen wird."

Schachten streichelte seinen Bart und runzelte die buschigen Brauen. Dann sprach er väterlich über die Verantwortung, die er für Evas Zukunft übernommen habe, als er ihr Vormund wurde. Ihr guter Vater habe ihm großes Vertrauen geschenkt, das müsse er rechtfertigen. Ihr Vater habe gewünscht, daß ihr Vermögen bei ihrer Verheiratung gegebenenfalls sichergestellt werden sollte, nämlich dann, wenn nicht volle Gewähr dafür geboten sei, daß es ihr ungeschmälert erhalten bleiben würde. Dann schlug er, wie Eva schon erwartete, vor, das Kapital bis zu ihrem dreißigsten Jahr derart festzulegen, daß weder sie noch Gregor daran rühren konnte und nur die Zinsen ihnen zur freien Verfügung stehen sollten.

„Warum das?" fragte Eva kampfbereit.

„Weil du noch sehr jung bist, mein Kind," sagte Schachten. „Bist du erst dreißig Jahre alt, wirst du selbst über dein Eigentum wachen können, was dir jetzt, da dir alle Lebenserfahrung fehlt, gar nicht möglich ist."

„Aber Gregor kann über mein Eigentum wachen,"

sagte Eva. „Er ist nicht zu jung dazu, er ist doch schon dreißig Jahre alt.“

„Gregor ist einverstanden, daß ich es so mache, wie ich es dir vorschlage.“

„Aber ich nicht, Onkel Kolja. Ich will, daß Gregor alles übernimmt und verwaltet. Verzeihe mir, Onkel Kolja, sei mir deshalb nicht böse,“ bat sie eifrig, „aber siehst du, ich vertraue Gregor. Keinem Menschen auf der Welt vertraue ich so wie ihm, denn täte ich es nicht, so würde ich ihn nicht heiraten.“

Sie blieb hartnäckig bei ihrer Weigerung, was Schachten auch vorbrachte. Seine Andeutungen, daß Gregor Kyrillowitsch verschwenderische Neigungen habe und hoch spiele, bestärkten nur ihre Hartnäckigkeit, weil, wenn sie derlei nur in Erwägung zog, dies nach ihrer Meinung ein Beweis war, daß sie Gregor doch nicht ganz vertraue. Schachten hätte es gar nicht für möglich gehalten, bei Eva derartigem Widerstand zu begegnen, und erkannte, daß sie beeinflußt war. Aber es war nichts zu machen, denn ohne ihre Einwilligung konnte er als Vormund ihr Eigentum über den Zeitpunkt ihres Mündigwerdens hinweg nicht sicherstellen, und bis dahin waren es nur noch einundeinhalb Jahr.

Aber als er sagte, daß er alsdann jede Verantwortung ablehne und nur bis zu ihrer Mündigkeit ihr Vermögen weiter verwalten werde, begegnete er auch hier Widerspruch.

„Warum willst du dich weiter damit plagen, Onkel Kolja?“ sagte sie schnell und doch etwas verlegen. „Wenn ich verheiratet bin, ist es doch nur natürlich, daß mein Mann das alles übernimmt. Ich bitte dich sogar, alles dann Gregor zu übergeben.“

„Gut, gut, wenn du das so willst,“ erwiderte Schachten

gemessen und schob die Papiere zusammen. Eva fürchtete, er sei gekränkt, aber sie konnte es nicht ändern. Nochmals bat sie ihn, ihr nicht zu zürnen, weil sie seinen Rat nicht befolgen könne, weil es ihr wie Mißtrauen gegenüber Gregor erscheinen würde, wenn sie es täte.

„Nun, gebe Gott, daß du es nie zu bereuen haben wirst,“ sagte er.

Er war nach dieser Unterredung sehr verstimmt, machte sich Sorgen um Evas Zukunft und sprach darüber mit seiner Frau. Aber Mama Schachten liebte es nicht, sich um die Zukunft Sorgen zu machen, und meinte begütigend: „Ach, laß nur, Kolja, rege dich nicht darüber auf. Wer kann in die Zukunft sehen? Du hast deine Pflicht getan, und mehr kann kein Mensch tun.“

Einige Tage vor der Hochzeit übergab Schachten Eva den prachtvollen Smaragdschmuck, den sie von ihrer Mutter geerbt und den sie zur Hochzeit tragen wollte. Mama Schachten meinte zwar, er sei zu schwer und zu prächtig für eine so junge Braut, die nur Perlen oder Diamanten als Brautschmuck tragen sollte, aber Eva sagte: „Sie werden mir Glück bringen, diese schönen Steine. Meine Mutter hat sie auch zu ihrer Hochzeit getragen, und wie glücklich war ihr Leben.“

Als Gregor kam, zeigte sie ihm ihren Schatz, und er war ganz hingerissen von der seltenen Größe und Schönheit der ungeschliffenen Smaragden, die in wunderbar feiner Goldarbeit gefaßt waren. Es war ein Halsschmuck und zwei breite, schwere Armbänder; die zwei größten Steine am Halsschmuck, die an feinen Kettchen herabhingen, waren fast so groß wie kleine Walnüsse.

Gregor bewunderte den Schmuck, konnte sich gar nicht von dem Anblick der Steine trennen. Er sagte, er habe noch nie ähnlich schöne gesehen, selbst die Kaiserin besitze

Smaragden von solcher Größe und Schönheit nicht. Er wog den Schmuck in seinen Händen, betastete die Steine, gierig fast ruhten seine Blicke darauf. Er sprach von dem ungeheuren Wert, den jeder einzelne der großen und größeren Steine habe, versuchte sie in Rubeln zu taxieren. Aber da wurde Eva beinahe ärgerlich, nahm ihm den Schmuck fort und sagte: „Es ist ganz gleichgültig, ob die Steine wertvoll sind oder nicht, denn ich würde sie doch nie verkaufen. Für mich hat der Schmuck nur Wert, und zwar unschätzbaren, weil mein Mamachen ihn getragen und mir als Andenken hinterlassen hat."

Da lachte Gregor, umarmte und küßte sie und versicherte: „Für mich haben die Steine nur Wert, wenn sie an deinem Hälschen funkeln, Eva, Geliebteste."

Und wenn ein Augenblick des Mißmuts in ihr sich geregt, sofort war er geschwunden, gleich war sie wieder versöhnt. Was bedeuteten ihr alle Smaragden der Welt im Vergleich mit seiner Liebe?

Gregor bestand darauf, ihr am Hochzeitstag den Schmuck eigenhändig um den schlanken Hals zu legen. Die Steine waren schwer, gleich einer Last drückten sie ihr auf Hals und Brust während der Zeremonie und der nachfolgenden Festlichkeiten, die sich bis zum Abend ausdehnten. Sie atmete auf, als sie ihr abgenommen und vorläufig wieder Papa Schachten zur Verwahrung übergeben wurden.

Nach der Hochzeit reiste das junge Paar, den russischen Winter hinter sich lassend, nach dem Orient ab.

Gregor Sublinoff hatte sich für seine Hochzeitsreise einen langen Urlaub ausgebeten, und so konnte das junge Paar sie gründlich genießen. Längere Zeit blieben sie in Konstantinopel, wo er in der russischen Kolonie von Pera

Bekannte vorfand; auch verkehrten sie mit den Mitgliedern der russischen Gesandtschaft.

Eva war immer noch wie in einem Traum befangen und ganz traumhaft glücklich. Nie hatte sie geglaubt, daß das Leben so unsagbar schön sein könnte und ein Mensch so restlos glücklich, wie sie es war. Gregor war noch immer Liebhaber, erfüllte jeden ihrer kleinsten Wünsche, beschenkte sie täglich, in der Absicht, ihr kleine Freuden damit zu machen, und zeigte sich stolz, wenn sie bewundert wurde. Es amüsierte sie aber, daß er ärgerlich und offenbar eifersüchtig wurde, wenn es einem der Herren einfiel, seine Bewunderung für sie zu offen zu äußern oder sich anmerken zu lassen.

In Konstantinopel lernte Eva auch Gregors Freund, Herrn von Bergen, kennen, der der russischen Gesandtschaft attachiert war. Er zählte sich sofort zu ihren Verehrern, und er gefiel ihr durch sein feines, gleichsam leise auftretendes Wesen, aber auch weil er Gregor so bedingungslos bewunderte. Allmählich überließ Gregor es Bergen, Eva die Sehenswürdigkeiten von Konstantinopel zu zeigen. Er sagte: „Ich war oft von Odessa aus in Konstantinopel, aber ich kenne es nicht so gut wie Bergen, und mir sind Sehenswürdigkeiten langweilig. Bergen liebt es, zu führen und seine Kenntnisse leuchten zu lassen, machen wir ihm das Vergnügen."

Und er fügte hinzu: „Ihm kann ich dich ruhigen Herzens anvertrauen, Duschinka, denn auf den kleinen Siroscha bin ich nicht eifersüchtig; er mag in dich verliebt sein oder nicht, das macht nichts, weißt du. Er ist ein so rührend tugendhaftes Männchen und so ehrenhaft wie — wie — nun, wie ein preußischer Fahnenjunker."

Seitdem nannten sie Bergen unter sich den Fahnenjunker.

Also führte nun Bergen Eva in Konstantinopel umher, und Gregor ging seine eigenen Wege, und so kam es vor, daß, wenn Bergen sie zur Dinerzeit ins Hotel zurückbrachte, Gregor nicht da war und sie allein speisen mußte. Wenn er dann später kam, entschuldigte er sich mit wichtigen Geschäften, die ihm von Petersburg aus aufgetragen worden. Er deutete an, daß diese Geschäfte politischer Natur wären.

„Du verstehst, Duschinka, ein junger Ehemann auf der Hochzeitsreise, der kann verschiedenes erledigen, was einen andern verdächtig machen würde. Mich beobachtet man nicht, mich verdächtigt man nicht. Und nur weil ich das übernommen habe, hat man mir so langen Urlaub bewilligt."

Aber eines Nachts kam er erst gegen Morgen zurück. Eva hatte erst auf ihn gewartet, dann sich zu Bett gelegt, aber lange wach gelegen und sich geängstigt. Endlich war sie doch eingeschlafen. Als sie plötzlich erwachte, war es ganz hell im Zimmer, alle Kerzen brannten an der elektrischen Krone, und Gregor stand in Hemdsärmeln mitten im Zimmer, sah ganz anders aus als sonst. Sein Gesicht war rot und gedunsen, sein sonst sehr sorgfältig gebürstetes Haar zerwühlt, und seine Augen hatten einen dumpfglasigen Ausdruck. Voll Schrecken erkannte sie, daß er betrunken war.

„Gregor!"

„Ach, Liebchen, bist du aufgewacht?" sagte er schleppend und mit schwerer Zunge. „Man hat mich nicht fortgelassen — nicht fo—ortgelassen, ja, alte Freunde, weißt du — a—ch, lustige Gesellschaft."

Er gähnte laut, lachte dann, als erinnere er sich an etwas Heiteres, sein Lachen wurde glucksend, er begann zu husten. Dann setzte er sich auf ihr Bett und fing an

zusammenhanglos allerlei schlüpfrige Geschichten zu erzählen, die sie glücklicherweise nur halb verstand, weil er dazwischen immer wieder glucksend lachte. Ganz berauscht war er nicht, aber in dem Zustand, da Trunkene mitteilsam werden, aufgeregte Reden führen und leicht Geheimnisse ausplaudern. Wäre er dabei unterbrochen oder zurechtgewiesen worden, würde er wahrscheinlich zornig geworden sein und sich vielleicht zu Tätlichkeiten haben hinreißen lassen. Aber Eva lag ganz regungslos und schauderte zurück vor dem Alkohol- und Tabakdunst, der von ihm ausging. Als er sich nun plötzlich zu ihr herabbeugte, sie zu küssen, wich sie entsetzt zurück und streckte abwehrend die Hand gegen ihn aus.

„Was, Duschinka, goldenes Täubchen," rief er erbost, „soll ich dir nicht Gute Nacht sagen?"

Brutal riß er sie dabei an sich und bedeckte ihr Gesicht mit Küssen. Augen, Mund, Wangen, wie es traf. Eva widerstand nicht, und ganz sanft flehte sie: „Laß, Gregor, ich bin müde. Willst du nicht auch schlafen gehen, Gregor."

„Schlafen, was schlafen?" fragte er beinahe erstaunt. Aber er ließ sie los, erhob sich, dehnte sich, gähnte. „Ja, schlafen," wiederholte er mit plötzlich ganz müder Stimme, und schwerfällig ging er zu seinem Bett, warf sich darauf nieder. Wenige Augenblicke später schnarchte er.

Eva wartete, bis sie sicher war, daß er ganz fest schlief, dann stand sie auf, ging zu ihm hinüber, zog ihm die Schuhe aus und deckte ihn zu. Darauf ging sie zu ihrem Waschtisch und wusch sich das Gesicht, während Ekel sie schüttelte. Als sie sich abtrocknete, bemerkte sie, daß sie an allen Gliedern zitterte, aber es war nicht vor Kälte, und sie empfand Entsetzen und Widerwillen vor dem Mann, der da in seinen Sachen auf dem Bett lag in trunkenem Schlaf.

Es war ihr erstes Erwachen aus dem Traum ihres Glücks.

Als Eva am folgenden Morgen erwachte, war es spät, Gregor war bereits aufgestanden. Ganz leise hatte er sich erhoben, sie nicht zu wecken, hatte im daneben befindlichen Badzimmer ein Bad genommen und sich angekleidet. Im Frühstückszimmer erwartete er sie, begrüßte sie heiter und war ganz wie sonst; nichts merkte man ihm an. Er entschuldigte auch nicht sein spätes Nachhausekommen und nicht den Zustand, in dem sie ihn gesehen hatte. Wußte er nichts mehr davon? Erinnerte er sich nicht mehr, daß er sie geweckt und dann mit seiner brutalen Zärtlichkeit erschreckt hatte?

Er neckte sie sogar, weil sie so lang geschlafen hatte, bemerkte, daß sie blaß war, und sagte, sie sei den Tag zuvor mit Bergen zu viel herumgelaufen. Er war ganz besonders heiter und liebenswürdig und schlug einen gemeinsamen Ausflug vor, den sie machten. Auch in der folgenden Zeit war er wieder ganz der noch verliebte, galante junge Ehemann, und so erholte Eva sich von ihrem Schrecken, vergaß bald die Episode jener Nacht und wollte sich auch gar nicht daran erinnern.

Von Konstantinopel aus reisten sie nach Griechenland, sahen Athen und die Akropolis. Palästina wurde vermieden, weil dort einige Blatternfälle vorgekommen sein sollten. Sie begaben sich dann nach Italien, verbrachten schöne Tage in Sizilien, gingen nach Neapel, nach Rom, und als es hier schon heiß zu werden begann, besuchten sie Florenz, Mailand und die oberitalienischen Seen. Überall wohnten sie in den besten Hotels, Geld spielte keine Rolle, Sublinoff gab es mit vollen Händen aus, weshalb sie überall gleich Fürstlichkeiten behandelt und bedient wurden. Und überall traf Gregor auf Bekannte,

Herren und Damen der Petersburger Gesellschaft, die schon von seiner Heirat gehört hatten und Eva als seine schöne junge Frau aufs liebenswürdigste aufnahmen.

In den Städten kam es wohl vor, daß er sie abends allein im Hotel zurückließ, weil er sich mit Freunden verabredet, aber nie kam er wieder so spät und nie betrunken nach Hause. Sie ahnte, daß an solchen Abenden gespielt wurde, weil er zuweilen danach alle Taschen voll Goldlire hatte. Als sie ihn einmal offen fragte, gab er es ruhig zu und sagte: „Man muß ab und zu die Kosten der Reise wieder einbringen, und ich bin eine Ausnahme von der Regel, ich habe Glück in der Liebe und Glück im Spiel zugleich. Sie gingen auch nach Monte Carlo, und wirklich gewann er dort am Roulett und Trente et quarante einige tausend Franken.

Als Eva hier den Wunsch äußerte, nun auch Paris zu sehen, meinte er beinahe verdrießlich, Paris sei nichts für Hochzeitsreisende, nach Paris müsse man als Unverheirateter gehen, auch wenn man schon verheiratet sei.

Sie reisten dann langsam über die Schweiz und Deutschland nach Rußland zurück.

Als Eva nach ihrer Rückkehr von der Hochzeitsreise zum erstenmal — gleich am folgenden Tag — Frau von Schachten besuchte, fragte diese sie gleich: „Nun, meine Ewitschka, bist du glücklich?"

Und mit aufleuchtenden Augen erwiderte Eva: „Ganz unbeschreiblich glücklich, Tante Olga!"

Sublinoffs Regiment wurde, als sie kaum nach Petersburg zurückgekommen waren, zu einer langen Felddienstübung, einer Art Sommermanöver, nach dem Kaukasus geschickt. Es wurde nun heiß und unerträglich schwül in der Stadt. Schachtens zogen auf ihren Landsitz in Merre=

kül hinaus und nahmen Eva mit. Hier, an der schönen Meeresküste Finnlands, verbrachten sie den heißen, kurzen russischen Sommer.

Frau Ossypin und Pawluschka waren natürlich auch wieder da, verkehrten aber dies Jahr weniger bei Schachtens, denn Frau Ossypin konnte es noch nicht vergeben, daß Eva sich mit Gregor Sublinoff verheiratet hatte, anstatt mit ihrem Paul, der nun, wie sie ihren Bekannten seufzend anvertraute, so schrecklich unglücklich war. Aber niemand bedauerte Paul. Der Arme hatte ein Gesicht, das die Leiden der Seele nicht widerzuspiegeln vermochte, es blieb rund und rosig, die kleine, dicke Stülpnase gab ihm, auch wenn sein Herz noch so traurig war, einen vergnügten Ausdruck, und die aufgeworfenen roten Lippen verrieten, daß es ihm trotz alles Herzeleids noch immer gut schmeckte.

Eines Tages kam Lisa von Terijoky, wo die Dargilows ein kleines Landhaus besaßen, nach Merrekül herüber und war ganz erfüllt von der neuesten Petersburger Sensation: Der junge Fürst Goritzky habe sich mit der französischen Tänzerin Clarisse de Belmont verheiratet. Die Familie sei außer sich, aber nichts dagegen zu machen, alles bereits legal.

„Und er kann ja tun, was er mag," setzte Dargilow, den die ganze Geschichte amüsierte, hinzu, „Goritzky ist ganz unabhängig und, obgleich ein Idiot, noch nicht unter Kuratel. Anscheinend liebt er abgelegte Kleider andrer Leute."

Eva fiel es auf, daß Lisa bei diesem Nachsatz rasch und prüfend zu ihr herüberblickte, aber sie wußte noch nichts von den früheren intimen Beziehungen Gregors zu Clarisse de Belmont, hatte den Namen noch nie gehört und verstand Dargilows witzige Bemerkung nicht. Frau von

Schachten aber wußte, daß diese Französin Gregors Geliebte gewesen, und wollte nicht, daß Eva nun nachträglich mit dieser Geschichte beunruhigt wurde. Sie blinzelte stirnrunzelnd ihrem Schwiegersohn zu und sah Lisa streng verweisend an, als diese lachend sagte: „Du mußt das Gregor mitteilen, wenn du ihm schreibst, Eva, das wird ihn interessieren."

Ganz ahnungslos fragte Eva: „Wer ist denn das? Ich kenne Madame de Belmont nicht. Kennt Gregor sie?"

Und schnell sagte Frau von Schachten, ehe Lisa antworten konnte: „Nun, jedenfalls kennt er Goritzky, und du kennst sie natürlich nicht, denn sie gehört zu der Sorte Damen, die man nicht kennt."

Lisa lächelte maliziös zu den Worten ihrer Mutter, und dann sagte Dargilow: „Eine wunderschöne Person übrigens und kleidet sich — pf! Dafür ist sie Pariserin. Paß auf, Mamachen, in einigen Jahren empfängt man überall in Petersburg die schöne Fürstin Goritzky, née Madame de Belmont. Ich kenne meine Petersburger."

„Ach nein, Michael," meinte Schachten, „das glaube ich doch nicht. Wenn sie nur Tänzerin gewesen wäre, dann vielleicht, aber so, wo jeder weiß ..."

„Man vergißt das," sagte Dargilow, „man vergißt schnell, wenn eine Fürstin geworden ist, dabei schön ist und reich und sich geschmackvoll kleidet."

Eva war nun doch neugierig geworden. Es schien ihr, als wollte Frau von Schachten ihr etwas verbergen, was Lisa ihr gern mitgeteilt hätte, und als betreffe das speziell Gregor. Hatte etwa Gregor diese Clarisse de Belmont geliebt, und hatte sie ihm diesen Goritzky vorgezogen, vielleicht weil er Fürst und so reich war? Sie kannte Goritzky flüchtig, fand ihn häßlich, langweilig und durchaus mit Gregor nicht zu vergleichen.



Susi

Nach einem Gemälde von Franz Defregger

Gegen Abend machte sie mit Lisa einen Spaziergang am Strand entlang. Ruhig atmete das Meer, kleine Wellen liefen geschäftig heran, überschlugen sich rauschend und spülten über den gelben, schimmernden Sand. Am Strande verstreut, zum Teil im Wasser, lagen Felsstücke. Die im Wasser wurden ständig von den Wellen umspült und übergossen, wovon sie rund und glatt geworden waren. Auch die höher am Strande wurden bei stürmischer See zuweilen von den Wellen erreicht, Seemoos und Tang hing an ihnen, nun vertrocknet, und Muscheln hatten sich an ihrer Unterseite angeheftet. Jetzt waren diese Steine trocken und warm von der Sonne, die den ganzen Tag auf sie herabgebrannt hatte. Auf einen großen, flachen Stein setzten sie sich und sahen auf das Meer hinaus, erwarteten den Sonnenuntergang. Jetzt, wo der Sommer sich dem Ende zuneigte, waren Tag und Nacht an Länge ziemlich gleich.

Lisa erzählte von ihren Kindern und sprach von einer neuen Veranda, die sie an das Haus in Terijoky im Frühjahr hatten anbauen lassen, und sie sagte, das Haus sei jetzt beinahe zu klein für sie, seit die Kinder ihr eigenes Zimmer haben mußten. Man könnte immer nur einen Gast unterbringen. Dann fragte sie, ob Eva letzthin von Gregor Nachricht erhalten habe.

„Ja, gestern erhielt ich einen Brief."

„Amüsiert er sich im Kaukasus?"

„Ich weiß nicht, ob er sich bei solcher militärischen Übung amüsieren kann, es ist gewiß sehr anstrengend."

„Ach, Gregor versteht es immer, sich zu amüsieren. Schreibe ihm nur von Goritzkys Verheiratung, das amüsiert ihn gewiß."

Eva sah einige Augenblicke vor sich nieder, verfolgte einen Käfer, der mühsam durch den weichen Sand kroch,

dann fragte sie aufblickend: „Was ist es damit? Hat Gregor die Frau geliebt?"

Lisa lächelte nachsichtig. Sie hatte ein feines, ausdrucksvolles Gesicht mit kleiner, zierlicher Nase und schmalen Lippen. Sie war sehr hübsch, ohne daß man sie hätte schön nennen können. Jetzt nahm ihr Gesicht einen pfiffigen Ausdruck an.

„Geliebt —?" sagte sie kritisch. „Nun ja — das heißt, sie war seine Geliebte."

„Was?"

„Ach, nun erschrickst du, und Mama wird schelten, weil ich mit dir davon gesprochen habe. Aber was ist dabei? Was vor der Ehe war, geht uns nichts an, nicht wahr? Du wirst doch nicht glauben, daß Gregor wie ein Mönch gelebt hat, ehe er dich heiratete."

„Nein — natürlich nicht," murmelte Eva, und Lisa sprach weiter, ganz froh, Eva aufklären zu können und ihren Gregor, in dem sie noch immer so eine Art Gott verehrte, ein wenig von seinem Piedestal herabzusetzen.

„Er hat sie mit aus Odessa gebracht, als er nach Petersburg versetzt wurde. Dann wurde sie ihm unbequem, nämlich als Gregor sich mit dir verloben wollte, und da hat er sie dem Goritzky angehängt, dem armen dummen Jungen, den die schlaue Katze nun glücklich dazu gebracht hat, sie zu heiraten. Seine Mutter wird außer sich sein, denn sie war immer ganz lächerlich stolz auf ihren dicken und dummen Axel."

„Wie weißt du, daß Gregor sie ihm — anhängte?"

„Michael sagt es. Weißt du, die Herren reden darüber untereinander, und Michael erzählt mir alles. Sie machen sich immer über Goritzkys Dummheit lustig und amüsieren sich nun Gott weiß wie, daß der Dummkopf auf Gregors abgelegte Geliebte hereingefallen ist."

Nach einer Weile fragte Eva: „Meinst du, Gregor liebte sie nicht mehr, als er sie — als er sie Goritzky anhängte?"

Lisa rümpfte die Nase und zuckte die Achseln. „Ach, weißt du, mit Liebe hat so was, glaube ich, nichts zu tun."

Die Sonne ging unter, der Himmel färbte sich brennend rot. Die beiden jungen Frauen saßen nun schweigend und blickten in die Glut. An der Stelle, wo die Sonne in das Meer versank, schien das Wasser in Flammen aufzulodern, und als sie ganz unter dem Horizont versunken war, schossen rote, gelbe und violette Strahlen zum Himmel auf, an Nordlicht erinnernd; ein wunderbares Farbenspiel. Das Meer aber nahm allmählich eine stumpfe, bleigraue Farbe an, während über den leuchtenden Himmel noch immer farbige Strahlen zuckten. Und vom Meere her kam plötzlich ein kalter Luftzug, der Eva erschauern ließ. Da erhob sich Lisa, schüttelte den Sand von ihrem Kleide, und mit einem Seufzer sagte sie: „Nun haben die langen, hellen Tage bald ein Ende und wir bekommen wieder lange, dunkle Nächte — schade."

Der Winter kam mit seinen langen, dunklen Nächten. Aber in Petersburg, jedenfalls in den Kreisen, in denen Eva lebte, merkte man wenig davon, denn da wurde die Nacht zum Tage gemacht. Es war selten, daß Eva vor fünf oder sechs Uhr morgens von den zahllosen Bällen, Empfängen und Gesellschaften nach Hause kam, zu denen sie eingeladen wurden. Dann schlief sie bis Mittag. Und wenn sie nach dem Frühstück eine Fahrt in die Stadt unternommen oder — das selten genug — zu Fuß einen kleinen Spaziergang gemacht hatte, wurde es schon wieder dunkel. Man lebte bei elektrischem Licht und vermißte die Sonne kaum, die selten, bleich und wenig Wärme

spendend, die Wolken oder Nebeldecke, die über Petersburg lagerte, durchbrach.

Es war fast genau ein Jahr seit Evas Hochzeit vergangen, als Baron Schachten ganz plötzlich starb. Gregor und Eva waren im Begriff, zu einem Nachmittagsempfang bei der Fürstin Garizzin zu fahren, als Schachtens Diener Iwan gemeldet wurde. Iwan trat ein, verneigte sich tief, bekreuzigte sich, und nach russischem Brauch sagte er mit dumpfer Stimme: „Nikolai Andrejewitsch läßt grüßen und ein langes Leben wünschen."

Eva verstand sofort, was das bedeutete, und erblassend rief sie: „Tot? Aber mein Gott, wann denn? Wie denn?"

Ein Schlaganfall. Iwan hatte seinen Herrn tot in seinem Sessel am Schreibtisch gefunden. Er habe zuerst eine Ohnmacht angenommen und nach dem Doktor telephoniert, der gleich kam, aber nur den bereits eingetretenen Tod feststellen konnte.

Natürlich fuhren sie sofort nach dem Palais Schachten hinüber.

„Langweilig," sagte Gregor, als sie im Wagen saßen. „Warum gerade jetzt, wo alle Hoffestlichkeiten noch bevorstehen. Onkel Kolja hätte schon bis zu den Fasten warten können." Und Evas schwarze Kleidung mit verdrießlichem Blick streifend, fügte er hinzu: „Du wirst wohl einige Wochen trauern müssen, obgleich du eigentlich gar nicht verwandt bist."

„Natürlich!" erwiderte Eva kurz.

Sie fand Frau von Schachten im Arbeitszimmer ihres Mannes, wo man den Toten vorläufig auf den Diwan gebettet hatte. Er lag wie ein Schlafender, und ein zufriedener Ausdruck war dem stillen Gesicht aufgeprägt, zeigte an, wie sanft er entschlafen war. In Tränen aus-

brechend, umarmte Eva Mama Schachten und konnte vor Bewegung kein Wort sagen.

„Es war sein Wunsch, so kampflos und mitten aus der Arbeit heraus abgerufen zu werden,“ sagte Frau von Schachten. „Aber wenn man so lange zusammengelebt und alles zusammen getragen hat, ist es schwer zu fassen, daß der eine für immer fortgehen kann, ohne Abschied zu nehmen.“

Dann erzählte sie, daß sie selbst ja nicht wohl sei und bis jetzt zu Bett gelegen habe. Onkel Kolja sei etwa eine Stunde vor seinem Tode zu ihr gekommen und habe ein halbes Stündchen still an ihrem Bett gesessen, dann habe er gesagt, er fühle sich müde und werde doch nicht zu dem Empfang bei der Fürstin Garizzin gehen, lieber zu Hause bleiben.

Frau von Schachten war sehr erkältet, hustete und fieberte. Man hatte ihr zuerst gemeldet, daß ihr Mann nicht wohl sei, und während sie sich rasch angekleidet, um zu ihm zu gehen, war der Arzt gekommen und hatte seinen Tod festgestellt. Eva bat sie, sich wieder zu legen, aber das wollte sie nicht.

„Nein, solange mein Kolja noch über der Erde ist, bleibe ich bei ihm,“ sagte sie.

Später kam Lisa, ganz außer sich. Sie war nicht zu Hause gewesen, als Iwan die Todesnachricht gebracht hatte. Auch sie versuchte, ihre Mutter zu bewegen, sich wieder zu legen, aber vergebens.

Am folgenden Tag kam Schachtens älteste Tochter Annja, der man telegraphiert, aus Moskau an, begleitet von ihrem Mann. Eva kannte sie nur wenig. Sie war ganz anders als die kleine, zierliche Lisa, groß, sehr blond, imposant. Letzteres war sie auch in ihrem ganzen Auftreten; ihre eleganten Trauergewänder rauschten bei jeder

ihrer Bewegungen, und sie war, sobald sie sich im Zimmer befand, sofort die Hauptperson, die niemand übersehen konnte. Sie zeigte sich zuerst sehr erschüttert über den plötzlichen Tod ihres Vaters, erklärte dann aber, daß sie gleich nach der Beisetzung werde abreisen müssen, weil ihre Kinder die Masern hätten.

Sie kam aber nicht dazu, sofort wieder abzureisen, denn unmittelbar nach den Beisetzungsfeierlichkeiten erkrankte Frau von Schachten schwer. Zu dem Bronchialkatarrh trat zunächst linkseitig Lungenentzündung, dann wurde auch die rechte Lunge davon ergriffen, und wenige Tage später folgte Mama Schachten ihrem Kolja in die Ewigkeit.

Annja war wegen der Erkrankung der Mutter noch geblieben, aber nun wartete sie die Ordnung des Nachlasses nicht ab, überließ das ihrem Mann und reiste nach Moskau zurück. Es fand sich, daß die Schachtens ein gemeinsames Testament hinterlassen hatten, darin sie beide Töchter zu gleichen Teilen als Erben einsetzten. Soweit es das Kapital in Wertpapieren betraf, war die Teilung einfach, aber da war noch das wertvolle kleine Palais an der Moika und der Landbesitz in Merrekül. Darüber mußten Annja und Lisa sich auseinandersetzen und einigen. Sie beschlossen schließlich, das Palais Schachten vorläufig gemeinsam zu behalten, den Landsitz in Merrekül aber wollte Lisa auf ihr Erbteil übernehmen.

Als dies beschlossen war, bot sie Eva ihr kleines Landhaus in Terijoky an, und zwar zu verhältnismäßig geringem Preis. Aber sie machte zur Bedingung, daß der kleine Besitz, an dem sie hing, auf Evas Namen gekauft werden und ihr spezielles Eigentum bleiben sollte, auch

wollte sie sich für die nächsten zehn Jahre das Vorkaufsrecht vorbehalten.

Als Eva mit Gregor davon sprach, war er sofort mit diesem Ankauf und mit Lisas Bedingungen einverstanden. Er belächelte Lisas Wunsch, daß das Häuschen Evas spezielles Eigentum sein sollte. Er wußte, daß Lisa gegen ihn eingenommen war, aber das amüsierte ihn nur.

„Warum nicht, wenn es ihr Spaß macht," sagte er. „Und ganz hübsch, wenn die Villa in Terijoky dein spezielles Eigentum ist, dann bin ich im Sommer dein Gast, und du kannst mir die Tür weisen, wenn ich mich schlecht benehme."

Eva aber war froh, daß er es so auffaßte, und sie ahnte im Augenblick nicht, welche Bedeutung später Lisas Bedingung für sie haben sollte.

Als der Kauf abgeschlossen war, sagte Gregor: „Dafür verkaufen wir nun, wenn du einverstanden bist, das Haus in Riga. Ich habe gerade ein sehr gutes Gebot dafür, und die Verwaltung aus der Entfernung macht mir immer Scherereien und Ärger. Unnötige Kosten hat man auch, denn der Verwalter betrügt natürlich."

Er sprach noch davon, daß man das Geld, das in dem Rigaer Hause steckte, viel besser anlegen könnte, und Eva war mit dem Verkauf einverstanden, wenn Gregor wirklich meinte, daß es vorteilhaft sei. Sie hatte noch immer volles Vertrauen zu ihm, war überzeugt, daß er ihr Vermögen genau so gut verwaltete, wie Onkel Kolja es getan, es erschien ihr das so selbstverständlich, daß sie gar nicht darüber nachdachte. Wie konnte sie ahnen, daß das Geld, das aus dem Verkauf des wertvollen Rigaer Hauses gelöst wurde, von Gregor überhaupt nicht wieder angelegt werden würde, da seine Ausgaben ihr gemeinsames Einkommen ständig bei weitem überstiegen.

Eva verkehrte jetzt sehr viel mit Lisa, mit der sie vorher auf etwas gespanntem Fuße gestanden, weil Lisa es nie unterlassen konnte, gegen Gregor zu sticheln. Jetzt vereinte sie die gemeinsame Trauer, denn Evas Teilnahme an ihrem Schmerz war echt und aufrichtig, das empfand Lisa wohltuend. Täglich ging Eva zu Lisa, oder Lisa kam zu ihr, und gemeinsam fuhren sie oft nach dem Friedhof hinaus, die verschneite Gruft mit grünen Zweigen zu schmücken.

Eva konnte nun natürlich weder Gesellschaften noch Theater besuchen, Gregor aber langweilte sich zu Hause. Was sollte er die langen Abende zu Hause anfangen? Er klagte darüber, daß er nun wegen der dummen Trauer allein ausgehen müßte, bedauerte sich, aber er ging doch aus und kam immer erst gegen Morgen nach Hause. In Petersburg war das nun einmal so. Fast nie blieb er einen Abend ruhig bei Eva daheim, und wenn er es einmal tat, war er verdrießlich; es war für beide kein Vergnügen. Da Eva nun am Abend fast immer allein blieb, ging sie auch oft zu Lisa, und zu ihrem Erstaunen war Michael fast immer da. Es war dann immer sehr gemütlich. Sie tranken Tee, plauderten, spielten zuweilen ein harmloses Kartenspiel, oder die Damen arbeiteten, während Michael interessante Artikel aus der „Revue des deux Mondes" vorlas oder etwas aus einer Neuerscheinung der russischen Literatur. Er las sehr gut.

Als Eva einmal ihre Verwunderung darüber äußerte, daß Michael abends immer zu Hause blieb, sagte Lisa: „Michael ist ein Hauskater und macht sich nichts aus Gesellschaften."

Eva dachte: Michael ist beinahe zehn Jahre älter als Gregor, früher wird er auch anders gewesen sein, aber kaum hatte sie das gedacht, sagte Lisa: „Er war immer

so. Als ich erst Walodja, dann Annja erwartete und gar nicht ausgehen konnte, war es immer eine Mühe, ihn zu bewegen, einmal allein eine Gesellschaft zu besuchen oder in den Klub zu gehen. Nie wollte er ohne mich ausgehen. Und wenn er für ein paar Tage ohne mich verreisen mußte, war es in der ersten Zeit unsrer Ehe immer, als sei er nach Sibirien verbannt."

Wenn wir erst Kinder haben, wird Gregor auch häuslicher werden, dachte Eva, und sie fing an, sich nach einem Kind zu sehnen. (Fortsetzung folgt)

Bilderrätsel



Rätsel

Niemand kann sagen,
Was ich bin, als ich selbst.

Auflösungen folgen am Schluß des nächsten Bandes.

Wunder der Pflanzenwelt

Von Dr. Johannes Kampe / Mit 8 Bildern

Wenn auch das Kleine und Unansehnliche in der Natur von den Menschen aller Zeiten nicht übersehen worden ist, so hat man doch die gewaltige Höhe gewisser Gewächse mehr beachtet und bewundert. Wer erinnerte sich nicht der Erzählung von den schlanken, hohen Zedern der biblischen Zeit, als Salomo zum Tempel Jehovas das schöne, wohlduftende Holz vom Libanon herbeischaffen ließ. Die herrlichen Wälder sind nicht mehr, die Zeder ist ausgestorben.

Was der neuzeitliche Reisende im Libanon als den „Zedernwald des Königs Salomon" bewundert, vor allem einzelne etwa zwei- bis dreitausend Jahre alte Bäume mit einem Durchmesser von zwei bis vier Meter, das sind nicht mehr die Zedern der alten Welt. Sie sind untergegangen. Welcher Pflanzengattung diese verschollenen Zedern angehörten, ist unbekannt. Was heute Zedernholz genannt wird, stammt vom virginischen Wacholder.

Auch bei uns gibt es Riesen unter den Bäumen, wenn es auch nur einzelne sind, die so überraschend hoch aufragen. Der als „schönste deutsche Fichte" bezeichnete Baum ist eine vierzig Meter hohe Fichte im Schloßpark zu Bielau bei Neiße in Schlesien. Es gibt aber auch fünf- bis sechshundertjährige Bäume von sechzig Meter Höhe und zwei Meter Stammdurchmesser. In Ungarn steht eine sieben Meter höhere Fichte und in den Sudeten findet sich fast in jeder Landschaft ein solch bemerkenswerter Riesenbaum.

Auch unter den einheimischen Tannen sind alte Bäume von mächtiger Höhe nicht selten. Prächtig wirkt die auf vierhundert Jahre geschätzte „schiefe Tanne" im Spital-

wald bei Rothenburg o. d. Tauber. Bei Schwenningen im Schwarzwald steht eine Tanne von fünfundvierzig Meter Höhe mit einem Stammumfang von sieben Meter. Leider brach im Jahre 1876 ein Sturm ihren zwölf Meter hohen Gipfel ab. Eine andere alte Riesentanne, die in Württemberg zwischen Riedlingen und Biberach ihren Stand hat, ist auf zehn Kilometer weit sichtbar. Viele dieser Riesen sind im Laufe der Jahrhunderte gefällt worden; als Masten großer Segler durchquerten sie die Meere, erschienen in den Häfen Amerikas, wo sie neben den Masten dort gefällter Riesen sich sehen lassen konn-



Der „Grizzly Giant", an dessen Fuß drei Männer stehen.

ten. Da kamen im Jahre 1850 aus der Sierra Nevada in Kalifornien Nachrichten, die zunächst mißtrauisch und ungläubig aufgenommen wurden, waren es doch abenteuernde Jäger, also Leute, die gern „Latein" erzählten, die dort Riesenbäume entdeckt hatten. In einer Höhe von etwa fünfzehnhundert Meter wollten sie Giganten gefunden haben, die sich hoch über Douglasfichten, Tannen und Zuckerkiefern bis zu hundertvierzig Meter erheben sollten. Vergleiche aus der Tierwelt der Vorzeit mit diesen Riesen waren es, die Anlaß boten, sie „Mammutbäume" zu nennen. Der größte dieser Bäume ist aber nur hundertsieben Meter hoch gewesen. Ein am Stamme eines solchen Giganten stehender Mensch wirkte wie ein Käfer; eine große Leiter, daran gelehnt, glich einem Kinderspielwerk aus Streichhölzern. Verglich man die Bäume mit den gewaltigsten Bauwerken Europas, so zeigte sich, daß die Mammutbäume mit der Peterskirche in Rom hinsichtlich der Höhe um den Rang stritten und nur wenig hinter den alten Bauwerken der Ägypter, den Pyramiden, zurückblieben. Die höchste Palme glich einem Zuckerrohr, die mächtigste Fichte oder Tanne wirkte wie ein Wacholderstrauch. Auch die Libanonzeder sah unscheinbar aus. Die „Neue Welt", das „Land der unbegrenzten Möglichkeiten", besaß in den Mammuthainen ein lange unbekannt gebliebenes Wunder.

Als nach dem Friedenschlusse des Mexikanischen Krieges Oberkalifornien den Vereinigten Staaten von Nordamerika abgetreten werden mußte, durchzogen Abenteurer aus allen Teilen der Welt bald ganz Kalifornien. Manche Täler und Schluchten, die vorher nie ein weißer Mann betreten hatte, wurden in der Hoffnung aufgesucht, dort Gold zu finden. In Urwäldern entstanden Bergwerke, denn allgemein war der Glaube verbreitet, das



„General Grant".

neu erlangte Land strotze von eitel Gold; man wähnte, es sei das so lange vergeblich gesuchte „Dorado". Reisende strömten herbei, das Wunder der „Mammuthaine" zu bestaunen.

Um 1853 gelangten Blätter, Zapfen, Proben des Holzes und die Zeichnung eines dieser Riesenbäume an den Botaniker Dr. Lindley in London, der darin eine neue Koniferengattung — ein Nadelholz — zu erkennen

glaubte, der er den Namen Wellingtonia gigantea gab. Diese wissenschaftliche Taufe nahm man in den Vereinigten Staaten übel auf, die Amerikaner hätten es lieber gesehen, wenn ihr Nationalheros, Georg Washington, durch die Namengebung des Baumes verherrlicht worden wäre. Sie verwarfen den aus England kommenden Namen und hießen die kalifornischen Riesen Washingtonia californica. Zwei Jahre später bewies Dr. Seemann, daß es sich um keine neue Gattung handle; der Baum gehöre zu der bekannten Gattung Sequoia. Er nannte ihn Sequoia Wellingtonia. Nach den in der Botanik eingeführten Regeln erhielt das bisher unbekannte Gewächs den Namen Sequoia gigantea.

Bald nach der Entdeckung dieser Naturwunder gelangten Beschreibungen in die Welt, die zunächst recht phantastisch gehalten waren. Die größten Bäume schätzte man auf ein Alter von dreitausend und mehr Jahren; in den Zeitungen konnte man lesen: „Die Mammutbäume waren schon kleine Bäumchen zur Zeit, als Simson die Philister schlug, Paris die schöne Helena entführte und Äneas seinen Vater Anchises aus den Flammen Trojas rettete und ihn auf den Schultern davontrug." Die auffallendsten Bäume und Baumruinen erhielten Namen. So nannte man einen gefallenen Riesen den „Gestürzten Monarchen". Der im Fallen abgebrochene, liegende Stamm wird auf einer Leiter erstiegen; man kann fünfzig Meter weit auf ihm wandern wie auf einer Straße, die breit genug ist für ein Fuhrwerk. Der Rest des Baumes, der an der Wurzel zehn Meter Durchmesser hat, ist verbrannt. Der „Gestürzte Monarch" soll zur Zeit, als die ersten ägyptischen Pyramiden gebaut wurden, zweitausend Jahre alt gewesen sein. Auf dem Stumpf eines dieser Riesen hatten geschäftstüchtige Yankees einen



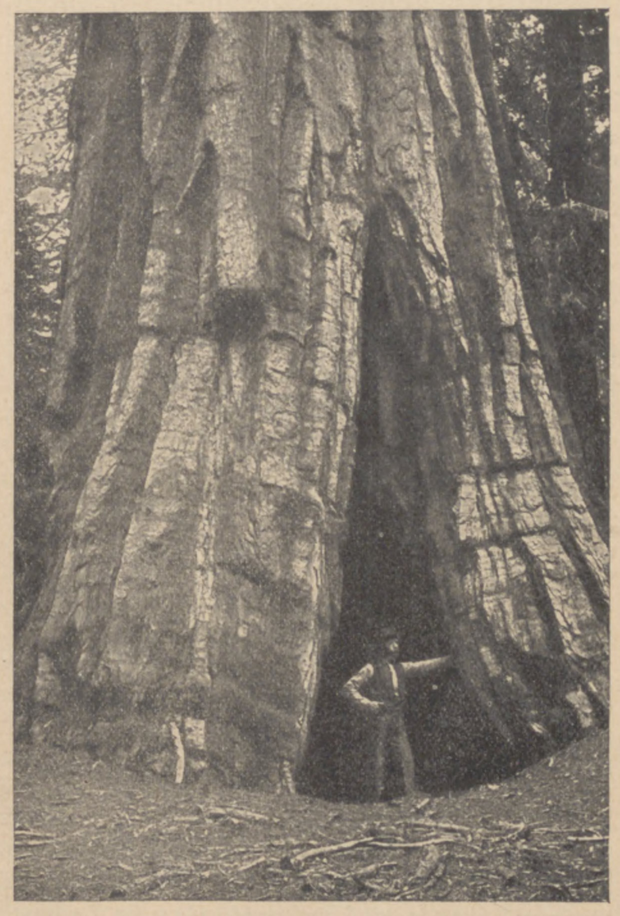
„Wawona“.

„Tanzsalon“, der für zweiunddreißig Personen Raum bot, errichtet. Auf diesem Stumpf wollte man viertausend Jahresringe gezählt haben. Die kolossale Höhe und Masse forderte dazu auf, das Alter der Bäume bis in die „fernsten Zeiten des Menschengeschlechtes“ zurückzurechnen. Um 1860 kam Dr. Torrey nach sorgfältiger Prüfung der Jahresringe zu dem Ergebnis, daß die ältesten Bäume einige Jahrhunderte vor Christi Geburt

entsproßt seien. Neuere Annahmen billigen ihnen nur fünfzehnhundert Jahre zu. Nur Sir J. D. Hooker setzt sich für dreitausendfünfhundert Jahre ein. Schon um 1860 war das rasche Wachstum der Mammutbäume aufgefallen. Aus Samen gezogene Pflanzen, die Ende 1853 nach England gelangten, hatten 1857 schon fast zwei Meter Höhe erreicht, waren also jährlich etwa einen halben Meter gewachsen. Nimmt man ein ungestörtes Wachstum an, so würde in zweihundert Jahren eine Höhe von hundert Meter erreicht sein.

Verständlich ist es, daß man anfänglich auch die Höhenangaben übertrieb. Da und dort liest man heute noch von hundertvierzig Meter hohen Sequoien, und diesen Maßangaben lagen die Vergleiche mit Monumenten zugrunde, die demnach auch übertrieben sind. Genaue Messungen, die man im Calaverashain vorgenommen hat, ergaben als äußerste Höhe hundertzehn Meter; das sind immer noch staunenswerte, gigantische Maße.

In der ersten Zeit nach der Entdeckung wollten viele Menschen, die aus allen Teilen des Landes herbeikamen, diese Kolosse sehen; so errichtete im Jahre 1853 W. Lapham im „Mammuthain" ein Gasthaus. Auf der überdachten Stumpfoberfläche eines zum „Tanzsalon" umgestalteten Riesen ist auch Theater gespielt worden. Diese Anlage stand durch einen Gang mit dem „Gasthof zum Mammutbaum" in Verbindung. Von dort gelangte man auf dem oberen Wege in den „Hain". An einigen Riesen vorbeigehend, kam man zu einem „Bergmannshütte" genannten, durch Feuer ausgehöhlten Baum. Viel bewunderten die Reisenden die „Pionierhütte", einen abgebrochenen, aber immer noch fast fünfzig Meter hohen Stumpf, der am Fuße einen ausgebrannten Raum von zehn Meter im Durchmesser bot und einst als Wohnstätte



Einer von den „kleineren" Mammutbäumen in Kalifornien.

diente. Die „Hütte des Minierers" bietet im Stamm eines Baumes eine sechs Meter breite Höhlung. Von

allen Sequoien war der „Alte Hagestolz" am meisten mitgenommen. Gewaltige Erscheinungen sind die „Mutter" und der „Vater des Waldes", der umgestürzt am Boden liegt; eine ausgebrannte „Höhle" führte sechs Meter tief in den Stamm hinein, groß genug, um einen Reiter zu Pferd eindringen zu lassen. Im Innern kann man sechzig Meter weit durch einen gewölbten Gang schreiten und aus einem Astloch wieder ins Freie kommen. Die Ruine dieses gestürzten Baumriesen ruft mit ihrem Hauptumfang von zweiunddreißig Meter immer noch einen gewaltigen Eindruck hervor. An der abgebrochenen Spitze hat er einen Durchmesser von fünf Meter. Er muß einst so hoch gewesen sein wie die Kölner Domtürme. An der Wurzel dieses gestürzten Giganten entsprang eine Quelle. Im Weitergehen überraschte der Anblick zweier aneinandergelehnter Bäume, „Mann und Frau". Kolossal wirkte „Herkules", der gleich vielen anderen Riesen an der Basis ausgebrannt war, dann der einsam stehende „Eremit"; auf dem Rückweg kam man an „Mutter und Sohn", den „Siamesischen Zwillingen", dem „Vormund", der „Alten Jungfer" und zwei stattlichen Sequoien, „Addie und Mary" und den aus einer Wurzel entspringenden „Drei Schwestern" und der „Familie", den beiden „Eltern", die von vierundzwanzig „Kindern" umgeben sind, vorüber. In der Nähe befand sich die „Reitbahn", ein umgestürzter Baum, der durch Waldbrände und menschliche Nachhilfe so ausgehöhlt ist, daß ein Reiter fünfundzwanzig Meter weit hineinreiten kann. „Onkel Toms Hütte" hat einen „Eingang" von über siebzig Zentimeter Breite und bietet innen Sitzplätze für fünfzehn Personen. Auf einem anderen Baumstumpf von siebeneinhalb Meter Durchmesser steht ein geräumiges Haus. Diese Riesenbäume von Mariposa und Calaveras stehen auf dem West-



Der „Gestürzte Monarch“ aus dem Mariposahain in Kalifornien. Ein Teil des Wurzelwerkes.

abhang der Sierra Nevada, etwa hundertzwanzig Kilometer südlich von der kalifornischen Staatshauptstadt Sacramento und sind heute mit der Bahn leicht erreichbar.

Zur Zeit der Entdeckung der Mammuthaine war die Verbindung mit den Gebieten der Sierra Nevada noch nicht so leicht, deshalb versuchten findige Geschäftsleute

wenigstens Teile der Riesenbäume in den großen Städten auszustellen. Leider fiel einer der schönsten und gesündesten Bäume geschäftlicher Spekulation zum Opfer. Dieser Gigant hatte an der Basis fast dreißig Meter Durchmesser. Man nahm davon einen etwa vierzig Zentimeter hohen Stumpfabschnitt, schälte einen Teil der Rinde ab, die in ihrer natürlichen Lage wieder zusammengefügt wurde. Auf diese Weise entstand ein geräumiges, mit Teppichen belegtes Zimmer, das ein Pianoforte und Sitze für vierzig Personen enthielt. Wiederholt fanden darin hundertvierzig Kinder bequem Platz. Aber nicht nur dieser, auch andere Giganten sind vernichtet worden, um in Teilen auf Ausstellungen in San Francisco, Neuyork und Paris bestaunt zu werden. Die pekuniären Erfolge bestimmten im Jahre 1854 einen Spekulanten, die herrliche, hundertfünf Meter hohe „Mutter des Waldes", die einen Stammumfang von zwanzig Meter hat, bis zur Höhe von etwa sechsunddreißig Meter ihrer Rinde zu berauben, eine Arbeit, wozu fünf Männer drei Monate brauchten. Glücklicherweise schädigte dieses barbarische Verfahren die Lebensfähigkeit des Baumes nicht; der Anblick des im unteren Teile geschälten Riesen ist allerdingt nicht erbaulich. Die enorme Holzmasse mancher Bäume wurde um zehn- bis zwanzigtausend Mark verschachert. Da zu befürchten war, daß durch weitere rücksichtslose Ausbeutung bald die letzte Spur des Mammuthains verschwinden müsse, verbot die Behörde das Verletzen oder Fällen und Fortschaffen irgend eines Baumes dieser Art aufs strengste. Die Bäume wurden als Nationaleigentum erklärt. Trotzdem ist noch mancher dieser Riesen gefällt, zerschnitten und auf der Eisenbahn fortgeführt worden. In neun nicht besonders ausgedehnten Hainen stehen meist nur noch einige Dutzend alter Se-

quoien. Nur der Hain in der Provinz Fresno ist etwa sechzehn Kilometer lang. In dem im Yosemitetal gelegenen Staatspark „Mariposa Grove" stehen noch drei- bis



Ein Riese der kalifornischen Wälder kurz nach der Fällung.

vierhundert Bäume, die von Reisenden in ganzen Karawanen aufgesucht werden.

Professor Heß hat den Eindruck dieser seltenen Naturschönheit geschildert: Wunderbar ergreifend auf das Gemüt wirkt ein solcher Hain durch den Wechsel gigantischer Formen. Die Bäume stehen so dicht, daß kein Sonnenstrahl den Boden trifft. Heiliger Schauer durchrieselt in

dieser Dämmerung die Glieder. Zwischen Stämmen von dreißig bis fünfzig Meter Höhe erheben sich Riesenbäume bis um das Doppelte. Vergebens verfolgt man diese



In Teile zersägter Stamm eines kalifornischen Riesenbaumes.

Strebepfeiler mit den Augen, der Nacken ermüdet. Das fast unheimliche Dunkel, die schauerliche Stille und das Übermaß aller Verhältnisse überwältigen so, daß die Erhabenheit der Szenerie nicht zu beschreiben ist. Einem riesigen Turme ist der Stamm eines Mammutbaums zu vergleichen; erst in gewaltiger Höhe beginnen die wagrechten Zweige, welche die grasfarbigen, denen der Zypresse



Transport einzelner Stammstücke eines kalifornischen Riesenbaumes. Der ganze Zug besteht aus zwanzig Wagen, mit je einem Teil des gefällten Riesen beladen.

ähnlichen Blätter tragen. Merkwürdig ist, daß der kolossale Baum verhältnismäßig kleine Zapfen hat, die denen der Weimutskiefer ähnlich sind. Diese Giganten sind ein Überrest der vorweltlichen Vegetation aus der Mitte der Steinkohlenzeit, die man in ihrer Gesamtdauer auf etwa zwölf Millionen Jahre geschätzt hat. In dieser Erdperiode waren sie auch in Mittel- und Südeuropa verbreitet. In Frankreich fand man massenhafte Reste der Sequoia gigantea in Braunkohlenflözen. Bis zur Insel Sachalin beherrschten sie einst das Bild der Vegetation. In der Alten Welt verschwunden, kommen sie jetzt nur noch in einem kleinen Teile des nordwestlichen Nordamerika vor.

Im Jahre 1857 wuchs im Garten des Mühlenbesitzers Ziegler zu Burbach bei Saarbrücken ein aus Samen gezogener Mammutbaum. Ziegler hatte auf seinen kalifornischen Wanderungen die Giganten bestaunt und Samen in die Heimat mitgenommen. Auf der achtzehnten Generalversammlung des Naturhistorischen Vereins für Rheinland und Westfalen, die im Mai 1861 zu Trier tagte, wurden aus Zieglers Garten ein frischer Zweig, ein trockener Zapfen und Samen dieses größten Baumes der Erde vorgelegt.

Bei hoher Luftfeuchtigkeit in kräftigem, frischem Boden entwickelt sich die Sequoia gigantea auch bei uns sehr rasch. Daß in England seit Ende 1853 aus Samen gezogene Mammutbäume gediehen, ist schon erwähnt worden. Der Botaniker W. Lobb hatte die Samen heimgeschickt. Jetzt gibt es in England, bei Exeter, schon zweiundzwanzig Meter hohe Bäume mit zwei Meter Stammdurchmesser. Aber auch in unseren Gärten finden sich heranwachsende Riesen. Als schönste Sequoia Deutschlands gilt die auf der Nizzapromenade in Frankfurt am Main, wo ein 1860 gepflanzter Baum vor zehn Jahren

achtzehn Meter hoch geworden war; er dürfte heute zwanzig Meter erreicht haben. Nach R. H. Francé gedeihen bei uns die Mammutbäume außer auf der Insel Mainau und im Rheintal im Taunus und an der Bergstraße, wo im „Weinheimer Koniferenwald" an dreihundert winterharte Sequoien von sechs bis zwölf Meter Höhe vorhanden sind; aber auch in Heidelberg, Darmstadt, Auerbach und anderen Orten sind Prachtexemplare zu sehen.

In ihrer Heimat, der „Neuen Welt", gilt heute als der höchste aller Bäume der „Keystone State" mit vierzehn Meter Stammesumfang und hundert Meter Höhe. Von den noch erhaltenen Mariposabäumen hat der „Grizzly Giant" einen Durchmesser von neuneinhalb Meter. Wie ein gewaltiger runder Turm steigt der Stamm kerzengerade, ohne Äste, bis zu sechzig Meter empor, und erst dort beginnt die Abzweigung von Ästen, wovon der größte zwei Meter Durchmesser hat*.

In den Vereinigten Staaten von Nordamerika sind die gigantischen Überreste der vorweltlichen Vegetation als Nationaleigentum unter Schutz gestellt. Sollten die in Kalifornien so gefürchteten verheerenden Waldbrände den Bestand bedrohen, an dem ja leider so viele alte Spuren von Feuerschäden sichtbar sind, so bleiben doch wohl immer noch vereinzelte Bäume übrig. Sogar in Europa, wo sich sonst fossile Reste nur noch in Braunkohlenflözen finden, wachsen und gedeihen aus Samen gezogene Sequoien. So besteht die Möglichkeit, daß bei dem hohen Alter, das sie erreichen, auch späteren Geschlechtern noch der Anblick dieser Giganten, die aus der Vorzeit herüberragen, gegönnt ist.

* Vergleiche: Ernst von Hesse-Wartegg, „Die Wunder der Welt", 2 Bde. Verlag der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Eine Jagd mit Geparden

Von R. R. Delius / Mit 6 Bildern

Bei meiner letzten Indienreise war ich im westlichen Himalaja mit einem Landsmann bekannt geworden, der im Auftrage einer englischen Gesellschaft schwierige Wegearbeiten ausführte. Wir befanden uns im Gebiet eines jener vielen eingeborenen Fürsten, die unter der Oberaufsicht britischer Residenten ihr Land regieren und zum Teil mit ihren ererbten, von hungernden Untertanen erpreßten Reichtümern in alter Weise orientalische Pracht entfalten. Durch die kühne Konstruktion einer Brücke, die in schwindelnder Höhe die steil abfallenden Wände einer Schlucht miteinander verband, war der Maharadscha auf den fremden Ingenieur aufmerksam geworden. Es folgten darauf Einladungen zu Tigerjagden und anderen Unternehmungen, die sich nur mit Glücksgütern reich gesegnete Sterbliche leisten können.

Am zweiten Tage unserer Bekanntschaft überraschte mich Baumeister Schmölder mit einem verlockenden Vorschlag: „Der Maharadscha hat mir seine Elefanten zur Verfügung gestellt. Wenn es Ihnen Vergnügen macht, begleiten Sie mich morgen in die Dschungeln zur Tigerjagd."

Ich war sofort bereit und träumte in der folgenden Nacht die tollsten Abenteuer.

Groß war meine Enttäuschung, als wir in der Frühe statt marschbereiter Elefanten nur den Bescheid erhielten, der hohe Herr sei für einige Tage abwesend und wolle gleich nach seiner Rückkehr selber jagen. Der hochgewachsene, einen riesigen Turban tragende alte Diener, der uns dies ausrichtete, fragte zwar, ob mein Bekannter trotzdem auf seinem Wunsch bestände, wußte indes im voraus, daß darauf nur eine verneinende Antwort möglich war. Es wäre unhöflich gewesen, dem Maharadscha einen

der wenigen Tiger, die sich gerade in der Nähe befinden sollten, wegzuschießen.

Daß uns überhaupt einer vor die Büchse laufen würde, schien allerdings höchst zweifelhaft, da uns nicht, wie



Ein zahmer Gepard mit seinem Pfleger. Jedes Tier hat seine eigene Lagerstatt.

den Fürsten, Hunderte von Eingeborenen zur Verfügung standen, die bei solchen Gelegenheiten mit ohrenbetäubendem Lärm das Wild in die gewünschte Richtung trieben; aber schon auf Elefantenrücken in einer Hauda zu hocken, ständig in Erwartung, ein schwarzgelb geflecktes

Fell durch das Dschungelgestrüpp schimmern zu sehen, hätte mir Freude gemacht.

Der alte Diener, ein Kaschmire, mußte wohl den Ausdruck starker Enttäuschung in meinem Gesicht gelesen haben. In einer Sprache, von der ich kein Wort verstand, wandte er sich an meinen Begleiter.

„Er möchte versuchen, Sie einigermaßen zu entschädigen," sagte mir dieser. „Haben Sie schon einmal eine Jagd mitgemacht, bei der Jagdleoparden — richtiger Geparde — verwendet werden?"

„Nur davon gelesen und mir immer gewünscht, diese flinken vierfüßigen Jäger einmal bei der Arbeit zu sehen," sagte ich in neu erwachender Hoffnung. „Wäre es möglich, daß wir auch in Abwesenheit des Maharadschas dieses Schauspiel genießen könnten?"

„Ja, und zwar schon innerhalb der nächsten Stunde, wenn auch nur ohne das übliche Drum und Dran, ohne das ein indischer Fürst nichts unternimmt. Versprechen Sie sich aber nicht zu viel davon; ich wenigstens kann dieser Art von Jagdvergnügen keinen Geschmack abgewinnen." Er sprach ein paar Worte zu dem Diener, worauf sich dieser rasch entfernte.

„Jedenfalls freue ich mich, wenn ich dank Ihrer Vermittlung dieses Schauspiel genießen kann," sagte ich, ohne mich in meiner Erwartung herabstimmen zu lassen. Wer Land und Leute kennenlernen will, darf sich keine Gelegenheit entgehen lassen, Neues zu sehen. Die Jagd mit Geparden ist an indischen Fürstenhöfen üblich. Man muß gute Empfehlungen besitzen, um daran teilnehmen zu dürfen, weshalb ich mich glücklich schätzte, daß sich mir hier unverhofft Gelegenheit dazu bot.

Die Vorbereitungen nahmen kaum eine Viertelstunde in Anspruch. Drei plumpe zweirädrige Ochsenkarren, die

eigentlich nur aus der Deichsel, den Rädern und einer Art Plattform als Obergestell bestanden, wurden in den Hof gefahren, worauf die bärtigen, braunen Jäger, die Schikari, die Tiere herbeiführten.

Leopardenähnlich wirkte an diesen vor allem das ge-



Auf dem Wege zur Jagd: Der Gepard samt seiner Lagerstatt auf einem zweispännigen Ochsenkarren. Sein Pfleger begleitet ihn.

fleckte Fell; der Kopf dagegen hatte eine mehr rundliche Form, und der Körper mit den auffallend langen Vorderläufen erinnerte mich mehr an einen großen Hund als an eine Katze. Wie es bei Jagdfalken geschieht, waren die Augen der Tiere durch eine Lederkappe verdeckt. Nichts im Verhalten der Geparde ließ darauf schließen, daß sie blutgierige Raubtiere sein sollten. Kostbare, mit goldgestickten Rändern eingefaßte Decken auf ihrem Rücken

mochten dazu beitragen, sie noch zahmer erscheinen zu lassen, als sie waren. Gut gezogenen Hunden gleich, folgten sie ihren Wärtern, ohne daß sie durch die am Halsband befestigte Leine gelenkt werden mußten.

Jeder bekam einen Platz auf dem Wagen.

„Warum läßt man sie nicht laufen?“ fragte ich.

„Im hohen Gras würden sie das Wild nicht erkennen,“ erklärte der Ingenieur. „Aus größerer Entfernung als hundert bis zweihundert Meter nehmen sie einen Bock überhaupt nicht an. Von diesen erhöhten Plätzen haben sie dagegen einen guten Überblick, wenn man ihnen die Kappe abnimmt, und wenn sie erst einmal die Richtung haben. Aber Sie werden ja selbst sehen,“ unterbrach er sich, meldete doch Guzra, der alte Diener, der das Unternehmen leitete, daß alles bereit sei und der Sahib, der Herr, nur den Befehl zum Abmarsch zu geben brauche.

Unsere Jagdgesellschaft bestand aus uns beiden Europäern, Guzra und einem halben Dutzend anderer Gestalten in malerischem Aufzug.

„Auf diese Weise ist auch mir die Jagd neu,“ sagte Schmölder unterwegs. „Wenn der Maharadscha dabei ist, betrachtet er es als Ehrensache, seinen Gästen möglichst viel zu bieten, und er ist nicht zufrieden, wenn nicht am Schluß bei der unvermeidlichen photographischen Aufnahme eine stattliche Strecke den Jägern zu Füßen liegt. Deshalb werden immer geschickte Schikari verwendet, die das Wild auf den Standort der Geparde zutreiben. Wir aber müssen uns möglichst nahe an das Wild heranpirschen.“

„Dann muß dies ziemlich schwerhörig sein, wenn das gelingen soll,“ wandte ich mit einem Blick auf die Karren ein, deren offenbar nie geschmierte Räder bei jeder Umdrehung ächzten und quietschten.



Ein seltener Anblick: Ein Rudel indischer Schraubenantilopen.

Mein Begleiter schüttelte lächelnd den Kopf. „Antilopen, Gazellen und ähnliches Wild, auf das wir es abgesehen haben, sind schwer zu überlisten. Je nach der Stärke der Rudel sind stets ein oder mehrere Posten ausgestellt — gewöhnlich erfahrene Böcke mit äußerst feiner Witterung."

„Die Kunst des Anpirschens besteht also auch hier darin, daß man die Luftströmung ständig berücksichtigt und den Wind nicht zum Verräter werden läßt?"

„Ganz recht. Bald wird uns ein Himalajalüftchen entgegenwehen, das sogar dieses Geräusch, das Ihr musikalisches Gehör beleidigt, nicht weit dringen läßt."

Mit dieser Voraussage hatte er recht; aber obwohl wir uns nun in einem Gebiet befanden, in dem nicht geschossen, sondern nur mit Geparden gejagt werden durfte, wo also das Mißtrauen des Wildes gegen den Menschen geringer war, fuhren wir schon zwei Stunden, ohne Antilopen zu entdecken, die nicht bei unserer Annäherung sofort davonstoben.

Die hohen Luftsprünge der gelenkigen Tiere zu beobachten, war ein Vergnügen, aber an diesem Morgen lag mir vor allem daran, die Jagdleoparden bei der Arbeit zu sehen, und je weiter die Zeit vorrückte, desto weniger hoffte ich, daß es dazu kommen sollte.

Aber schließlich führte auch hier Beharrlichkeit zum Ziel. Als wir auf einem sanft ansteigenden Pfad eine Hochebene erreichten, wo uns frischer Wind entgegenblies, erblickten wir vor uns, also gerade in der für uns günstigen Richtung, Antilopen, die dicht beieinanderästen und unsere Annäherung nicht bemerkt hatten.

„Jede überflüssige Bewegung vermeiden!" rief mir mein Begleiter zu und übersetzte damit den Befehl, den Guzra seinen Leuten gegeben hatte.

Die Entfernung mochte ungefähr zweihundert Meter betragen, also die Höchstgrenze, bei der man im allgemeinen befriedigende Leistungen der Jagdleoparden erwarten kann. Aber schon hatte der Wind den Geparden die Witterung des Wildes zugetragen. Während sie bis-



Der Gepard mit der erlegten Schraubenantilope, der er die Kehle durchbissen hat und das Blut aussaugt.

her teilnahmlos und schläfrig gewesen waren, packte sie dieselbe Erregung, die jetzt auch uns alle erfüllte, und die man mit Jagdfieber bezeichnet. Ihre Gestalten waren wie erstarrt; nur die Haltung des Kopfes und die unruhigen Bewegungen des Schweifes ließen erkennen, wie sie darauf brannten, losgelassen zu werden.

Guzra nahm einem von ihnen die Lederkappe ab und befreite ihn auch von der prunkvollen Decke. Ein kurzer, halblauter Freudenlaut zeigte den anderen Tieren, wer

der Bevorzugte war, worauf sie augenblicklich in die frühere Teilnahmlosigkeit zurückfielen.

Der zur Jagd Auserkorene blickte, die Muskeln aufs äußerste gespannt, mit funkelnden Augen scharf geradeaus.

Ein Schikari mußte ihn am Halsband festhalten, so lechzte er danach, hinabzuspringen, die Antilopen zu beschleichen und nach einem Wettrennen, bei dem er sicher gewann, seinen Blutdurst zu stillen.

Es wäre kaum nötig gewesen, durch dieses Festhalten seine Gier noch künstlich zu steigern. Ungeduldig warteten wir, bis der Alte endlich das Seil löste.

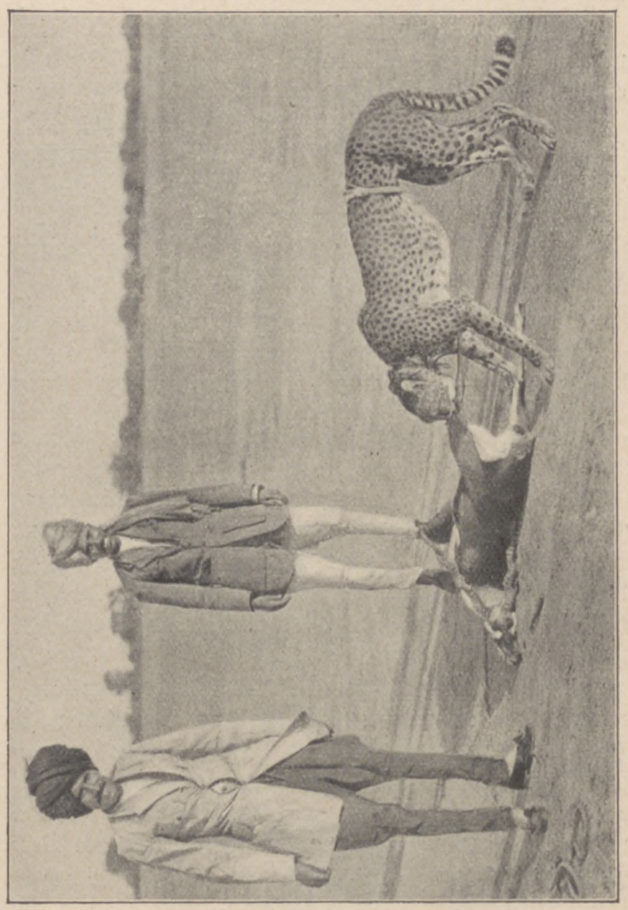
In der nächsten Sekunde sahen wir das Tier im Gras verschwinden. Eine rasch vorwärtsschreitende wellenförmige Bewegung der Halmspitzen zeigte uns, wie rasch der Gepard vordrang.

„Jetzt müßten sie ihn bemerkt haben," sagte der Ingenieur, der mit nicht geringerer Spannung als ich das Spiel verfolgte. „Nur noch knapp hundert Meter liegen dazwischen. Unter besonders günstigen Verhältnissen kommt es vor, daß der Gepard fast unmittelbar bei dem Wild auftaucht und dann bloß noch ein Stück niederreißt."

Auch Guzra schien mit der Möglichkeit zu rechnen, daß wir auf solche Weise um den fesselndsten Teil des Schauspiels gebracht würden. Schmölder hatte kaum das letzte Wort gesprochen, als ein scharfer Pfiff die Luft durchschnitt.

Sofort hoben die Antilopen die Köpfe und sicherten unbeweglich in unserer Richtung. Im nächsten Augenblick stieß ein Bock einen Warnungsruf aus. Die Bewegung im Grase hatte ihm verraten, daß ein Raubtier nahe war.

Mit Windeseile sausten die schönen Tiere davon, doch



Der Gepard, der das Wild nicht anschneiden darf, muß von seinem Pfleger wieder an die Leine gelegt werden.

deutlich konnten wir sehen, daß sich der Zwischenraum von Minute zu Minute verringerte. Da das Gras dort spärlicher wuchs, war auch der Gepard bald deutlich zu erkennen.

„Er soll das schnellste Tier sein,“ hatte mein Begleiter unterwegs gesagt; das fiel mir bei diesem Anblick wieder ein, und ich zweifelte nicht, daß es so war.

Bald war der Kampf entschieden. Der Verfolger hatte sich den stärksten, mit prachtvollem Gehörn geschmückten Bock zum Opfer erkoren. Mit einem gewaltigen Satz schnellte er auf den Rücken des todgeweihten Tieres, biß sich im Genick fest und arbeitete auch mit den scharfen Krallen, um ihn zu Boden zu ringen. Nicht lange hielt der Bock diesem Angriff stand, dann brach er zusammen.

Schon bevor dies geschah, hatten wir uns in Bewegung gesetzt. Als wir an der Stelle anlangten, wo der Bock zusammengebrochen war, schlürfte der Gepard das der aufgerissenen Kehle entströmende Blut — die übliche Belohnung für seine erfolgreiche Jagd.

Ohne sich um sein wütendes Fauchen zu kümmern, stülpte ihm Guzra die Lederkappe über den Kopf und führte den Widerstrebenden zu seinem Karren zurück, dachte er doch nicht daran, heimzukehren, ehe auch die beiden anderen ihre Geschicklichkeit bewiesen und die Beute vermehrt hätten.

Bald bot sich wieder eine günstige Gelegenheit. Diesmal wurden auf meinen Wunsch beide Geparde gleichzeitig losgelassen, womit ich weniger den Reiz des Schauspiels zu erhöhen, als vielmehr die Jagd abzukürzen gedachte. Das Endergebnis war das gleiche, nur konnten wir von unserem Standort aus weniger von der Verfolgung sehen.

„Offen gestanden sehne ich mich nicht nach einer baldigen Wiederholung,“ sagte ich beim Rückweg, als mich der Ingenieur nach meinen Eindrücken fragte.

„Das dachte ich mir, es ist mir geradeso ergangen. Die wenigen Europäer, die an diesem Sport lange Gefallen



Teilnehmer der Jagdgesellschaft mit einem Gepard und der erlegten Schraubenantilope.

finden, sind sicher keine weidgerechten Jäger. Der Maharadscha würde aber nicht verstehen, wie man vorziehen kann, stundenlang mit der Büchse im Arm bergauf, bergab zu klettern, um selber einen Bock zu schießen."

„Und doch muß er ein leidenschaftlicher und unerschrockener Jäger sein."

„Unerschrocken? Woraus schließen Sie das?"

„Sagten Sie nicht, daß er Tigerjagden liebt?"

„Schade, daß Sie nicht eine mitmachen können, dann würden Sie anders darüber denken. Der hohe Herr und seine Gäste schießen von einem Platz aus, wo sie selbst kaum je in die Lage kommen können, eine angeschossene Bestie abzuwehren. Dazu sind die Schikari da. Nicht selten gibt es dabei Tote, auch unter den Treibern, aber die Gefahren erhöhen den Reiz der Veranstaltung. Der hiesige Maharadscha schätzt das Leben seiner Untertanen gering ein — ein Überbleibsel von asiatischem Despotismus, der sich allerdings nur noch in eingeschränktem Maße äußern darf."

Während meines mehrwöchigen Aufenthaltes in Indien blieb dies das einzige Mal, daß mir Gelegenheit geboten wurde, Jagdleoparden in Tätigkeit zu sehen, und gern denke ich an diesen Tag zurück, der mich um eine nicht alltägliche Erfahrung bereichert hat.

Homonym

Hast du mein Wort, so wirst du sicher stehen,
Ruft man dir's zu, darfst du nicht weitergehen.
Wenn du's verlierst, wirst zum Gespött du werden;
Drum wahre dir's, solang du lebst auf Erden!

Auflösung folgt am Schluß des nächsten Bandes.

Lapplands Vogelberge

Von Dr. A. E. Brehm / Mit 3 Bildern

Als der Weltenschöpfer sein Lieblingsgestirn, die Erde, just vollendet hatte und des gelungenen Werkes sich freute, da gedachte der üble Teufel dies Werk zu vernichten. Damals noch nicht Himmels verwiesen, wohnte er unter den Erzengeln und in den Räumen, in denen die Seligen hausen. Hinauf zu dem siebenten Himmel flog er, und einen gewaltigen Stein ergriff er: den schleuderte er mit Macht hinab auf die in jugendlicher Schönheit prangende Erde. Aber zur rechten Zeit noch gewahrte der Schöpfer das ruchlose Beginnen und sandte einen der Erzengel ab, dem Unheil zu steuern. Der Engel flog schneller noch als der Stein zur Tiefe hernieder, und ihm gelang es, das Land zu sichern. Donnernd stürzte der riesige Stein in das Meer, daß hochauf die Wogen zischten und das benachbarte Land auf weithin überfluteten. Von dem gewaltigen Falle zertrümmerte die Schale des Steins, und Tausende von Splittern sanken zu seinen beiden Seiten in das Meer, teilweise in dessen Tiefe verschwindend, teilweise noch über dasselbe hervorragend: nackt und kahl, wie der Kern selber. Da erbarmte sich Gott, und in seiner unendlichen Güte beschloß er, auch diesen öden Felsblock zu beleben. Aber die Fruchterde war versiegt in seiner Hand und nur noch ein Weniges übrig geblieben. Das reichte kaum hin, hier und dort ein Bröckchen auf den Stein zu legen."

Also berichtet eine uralte Sage, welche unter den Lappen von Mund zu Munde geht. Der Stein, welchen der Teufel warf, ist Skandinavien; die Schalentrümmer, welche zu beiden Seiten in das Meer fielen, sind die Schären, welche in buntem Kranze die Halbinsel umgeben; die Risse und Sprünge, welche er erhielt, sind

die Fjorde und die Täler des Inneren; die Brocken belebender Erde, welche aus der milden Schöpferhand auf sie fielen, bilden das wenige fruchtbare Land, welches Skandinavien besitzt.

Man muß selbst in Skandinavien und insbesondere in Norwegen gewesen sein, man muß das Boot zwischen den Schären gesteuert, muß das Land vom äußersten Süden bis zum höchsten Norden umschifft haben, um die kindliche Sage in ihrer ganzen Tiefe und Bedeutsamkeit zu verstehen. Wunderbar in der Tat ist das Land; wunderbar sind seine Fjorde; noch wunderbarer ist der Kranz von Inseln und Schären ringsum.

So hehr auch die Schönheit des inneren Landes ist, so sinnbestrickend und überwältigend die Fjorde mit ihren Felsenwänden, Schluchten und Tälern, Vorgebirgen und Spitzen sein mögen: eigenartiger sind die Inseln und Schären draußen im Meere, welche dem Lande vorliegen vom Süden bis zum Norden herauf, und ein Gewirr von Buchten, Sunden und Straßen hervorrufen, wie man es kaum noch einmal erschauen kann auf der weiten Erde.

Die großen Inseln spiegeln mehr oder minder getreulich das feste Land wider; die kleinen und die Schären bewahren sich ihr eigenes Gepräge.

Nicht ohne Verwunderung nimmt der dem Lande noch fremde Südländer wahr, daß die roten holzgezimmerten Gehöfte der Bewohner größer, stattlicher, geräumiger werden, je weiter nach Norden hin man vordringt, daß sie, obgleich nicht mehr von Äckern, höchstens noch von kleinen Gärtchen eingehegt, durch Größe, Geräumigkeit und Ausstattung die hüttenähnlichen Gebäude des südlichen Skandinaviens bei weitem übertreffen, ja, daß die stattlichsten und großartigsten von ihnen vielleicht auf



Vogelberge in Lappland.

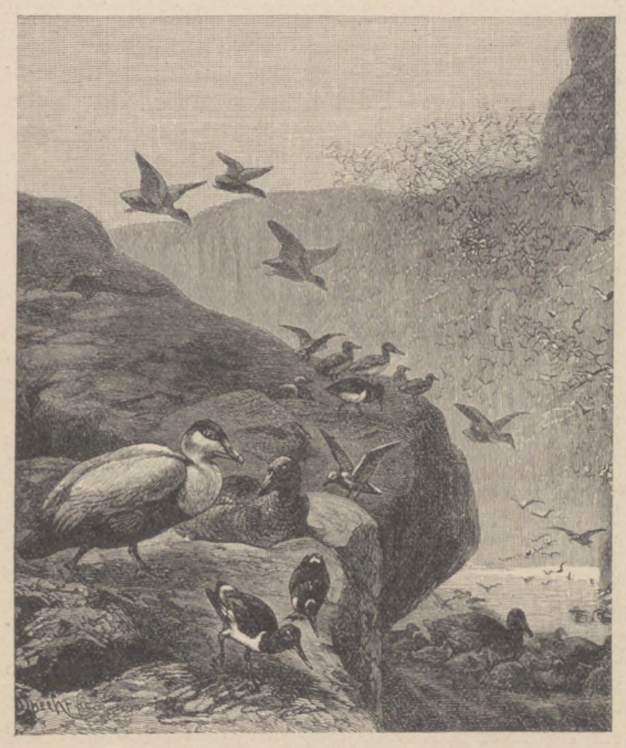
verhältnismäßig kleinen Inseln liegen, auf denen nur Torf die Felsen bedeckt, und deren undankbarem Boden nicht einmal ein kleines Gärtchen abgerungen werden kann.

Das scheinbare Rätsel löst sich, wenn man sich erinnert, daß in Norland und Finnland nicht das Land, sondern das Meer der Acker ist, welcher gepflügt wird; daß man nicht im Sommer säet und die Sense schwingt, sondern inmitten des Winters erntet, ohne gesäet zu haben. — Um die Zeit der herbstlichen Tagundnachtgleiche rüsten sich in allen Küstenorten ganz Norwegens kräftige Männer, um die nordische Ernte zu bergen. Jede Stadt, jeder Flecken, jedes Dörfchen entsendet ein oder mehrere reichlich bemannte Schiffe hinauf zu den Inseln und Schären jenseits des Polarkreises, um in allen geeigneten Buchten für Monate Anker zu werfen und vom Schiffe, von den Gehöften aus den Erntesegen zu bergen.

Monatelang währt das Getriebe, monatelang ein ununterbrochener Markt. Erst in den Tagen, in denen um die Mittagszeit heller Schein im Süden der noch verborgenen Sonne vorausgeht, oder in denen diese selbst einen kurzen Blick wirft auf das Land, endet allmählich der reiche Fang.

Stiller wird es im Norden, einsamer das Land, öde das Meer. Endlich, um die Frühlings-Tagundnachtgleiche, haben fast alle fremden Schiffer die Erntestätte verlassen und alle Fische wiederum nach dem tiefen Grunde des Meeres sich zurückgezogen. Aber schon sendet das Meer neue Kinder aus, um wiederum die Sunde, Buchten und Fjorde, und nicht sie allein, sondern auch die Schären und Inseln zu beleben: und bald schauen Millionen von hellen Vogelaugen von denselben, an deren Fuße jenes winterliche Getriebe herrschte, hinab auf das Meer.

Es ist ein tiefergreifender Zug des Lebens aller eigentlichen Seevögel, daß nur zweierlei Ursachen sie bewegen können, das Land zu besuchen: das freudige Gefühl der



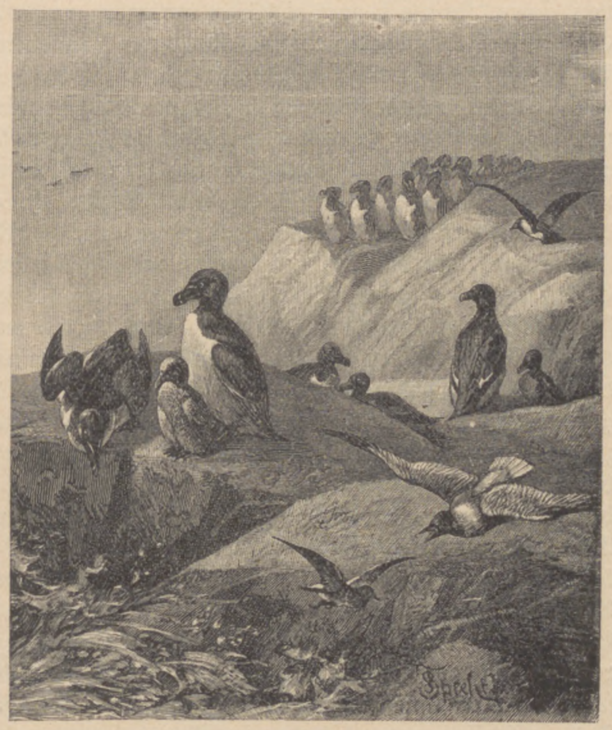
Eiderenten.

alllenzlich neu erwachenden Liebe und die düstere Ahnung des nahenden Todes. Nicht der Winter mit seiner langen Nacht, seiner Kälte, seinen Stürmen treibt sie dem Lande zu: sie sind gefeit gegen alle Unbill des hohen Nordens

und gewohnt, ihre Geschäfte auf oder unter den Wellen zu betreiben; auch nicht Furcht vor dem ihnen drohenden Zahne des Raubfisches scheucht sie auf das Land; sie besuchen dasselbe, eine einsam im Meere gelegene Insel zum Beispiel, wenn überhaupt, bloß gelegentlich und immer nur auf kurze Zeit, um ihr Gefieder einmal gründlicher zu durchfetten, als solches im Wasser zu geschehen pflegt. Wenn aber mit dem ersten Aufleuchten der Sonne in ihrem Herzen die Liebe sich regt: dann strebt alt und jung, und ob auch Tausende von Seemeilen durchschwommen und durchflogen werden müßten, der Stätte wieder zu, auf welcher sie zuerst das Licht der Welt erblickten. Und wenn inmitten des eisigen Winters, nachdem jene Brutstätten seit Monaten verödet lagen, ein Seevogel den Tod im Herzen fühlt: dann eilt er, solange seine Kräfte nicht versagen, womöglich derselben Stätte zu, um da zu sterben, wo er zum Leben kam.

Die alljährlichen Versammlungen zahlloser Vögel auf den Brutplätzen sind es, welche diese monatelang in unbeschreiblicher Weise beleben. Verschieden, wie die Seevögel selbst, sind die Vereinigungen, verschieden auch die Plätze oder, wie der Normanne sagt, die Berge, welche sie bevölkern. Während die einen nur solche Schären zu Brutplätzen wählen, welche eben über die Hochflutmarke sich erheben und nicht mehr Pflanzen hervorbringen, als erforderlich werden, um das im ausgeworfenen Tange eingemuldete Nest notdürftig auszukleiden, müssen andere auch solche Eilande erkiesen, welche schroff und steil Hunderte von Metern über das Meer sich erheben und entweder reich an Vorsprüngen, Gesimsen, Höhlen, Spalten und sonstigen Schlupfwinkeln sind oder von einer dicken Decke aus vertorften Pflanzenresten umhüllt werden. Jene niederen Schären pflegt der Normanne den

auf ihnen mit besonderer Vorliebe gehegten, wertvollsten oder, was dasselbe, nutzbarsten aller Seevögel zuliebe Eiderholme, zu deutsch „Eidervogelhügel" zu nennen,



Tordalken.

während er unter Vogelbergen gemeiniglich nur die steiler dem Meere entsteigenden höheren, der Hauptsache nach von Alken oder von Möwen bewohnten Inseln versteht.

Im Norden der großen zur Lofotengruppe gehörigen Insel liegen, einige dreihundert Meter von dem Strande

entfernt, drei glockenförmige Felseneilande, die Nyken, welche schroff und steil dem Meere entsteigen, sich etwa hundert Meter über dessen Spiegel erheben und ringsum von einem Kranze kleiner Schären umlagert werden. Einer dieser Felsenkegel ist ein Vogelberg, wie er in seiner Art großartiger kaum gedacht werden kann.

Es war an einem wundervollen Sommertage, als wir uns anschickten, ihn zu besuchen, das Meer glatt und ruhig wie selten, der Himmel klar und blau, die Luft warm und angenehm. Zwischen zahllose Schären hindurch ruderten kräftige Normannen unser leichtes Boot. Wohin das Auge blickte, traf es auf Vögel. Fast jeder Stein, welcher über die Meeresfläche emporragte, zeigte sich belebt. Einzelne waren weiß übertüncht von dem Kote der Scharben, welche dort regelmäßig einige Stunden des Tages zubrachten, um zu ruhen. Reihenweise geordnet wie aufgestellte Soldaten saßen sie zu zehn, zu zwanzig, zu Hunderten in den seltsamsten Stellungen, die langen Hälse gedehnt und gereckt, die Flügel ausgebreitet, um jedem Teile ihres Leibes die Wohltat der Besonnung zu verschaffen, mit ihnen fächelnd, als wollten sie sich gegenseitig Kühlung zuwehen, aufmerksamen Auges nach allen Seiten spähend; unter dumpfem Schreien stürzten sie sich bei unserer Annäherung in plumper Weise in das Meer hinab, nunmehr schwimmend und tauchend aller Annäherungsversuche unserseits spottend. Andere Schären waren bedeckt von Möwen, immer von Hunderten und Tausenden einer und derselben Art, ebenso von männlichen Vögeln, welche von irgend einem Eiderholme hergekommen sein mochten, um sich nach Männerart zu unterhalten, dieweil die Weibchen dem Brutgeschäfte oblagen. Um andere Felseneilande hatten die blendenden Eiderenten, vielleicht bereits gerupfte Männchen,

sich geschart und stellenweise einen Kranz gebildet, vergleichbar großen, weißen Wasserrosen unserer stillen Süßgewässer. In den nicht allzu tiefen Sunden sah man fischende Säger und Seetaucher, von denen der eine oder der andere dann und wann auch wohl seinen auf weithin gellenden Schrei zum besten gab: einen Ruf, so lang ausgezogen und so vielfach vertönt, daß man ihn als Gesang bezeichnen würde, wäre er nicht eine wilde Melodie, wie sie nur ein Kind des Nordmeeres vortragen kann, welches dem Heulen und Brausen winterlicher Stürme gelauscht und von dem dröhnenden Wogenschwalle gelernt und in sich aufgenommen. Stolz wie ein Fürst auf seinem Throne saß hier und da ein Seeadler, der Schrecken aller gefiederten Wesen des Meeres, vielleicht auch eine ganze Gesellschaft beutesatter Räuber dieser Art; pfeilschnell durcheilte sein meilenweites Gebiet der Jagdfalke, welcher an einer der steilen Felsenwände seinen Horst gegründet; gaukelnde Sturm- und Stummelmöwen, fischende Seeschwalben zogen auf und nieder; Austernfischer begrüßten uns mit ihren trillernden Rufen; Alken und Lummen erschienen und verschwanden auf- und untertauchend rings um uns her.

Unter solcher Gesellschaft zogen wir weiter. Nachdem wir etwa zehn Seemeilen zurückgelegt hatten, gelangten wir in das Schwarmbereich der Nyken. Wohin wir unsere Blicke wandten, allüberall sahen wir einige der zeitweiligen Bewohner des Berges, im Meere fischend, tauchend, durch unser Boot erschreckt auffliegend und so hart über dem Wasser wegziehend, daß die brennendroten Ruderfüße den Saum der Wellen schlugen. Wir sahen Schwärme von dreißig, fünfzig bis hundert Stück, sahen solche überall von dem Berge herkommend oder demselben zuströmend und konnten nicht im Zweifel bleiben,

daß wir uns einer stark bevölkerten Brutansiedlung näherten. Aber man hatte uns von Millionen brütender Vögel gesprochen, und von solchen Massen vermochten wir denn doch nichts zu entdecken. Endlich, nachdem wir einen vorspringenden Felsenkamm umrudert hatten, lag die Nyke vor uns. Im Meere ringsum traf das Auge auf schwarze, an dem Fuße des Berges auf weiße Punkte. Jene zeigten sich ohne Ordnung und Regel, diese meist in Reihen oder scharf umgrenzten Trupps: es waren die schwimmenden, mit Kopf, Hals und Nacken über die Oberfläche emporragenden und die auf dem Berge sitzenden, mit der weißen Brust dem Meere zugekehrten Alken, welche wir sahen. Es waren sicherlich viele Tausende, keinesfalls aber Millionen.

Nachdem wir auf der gegenüberliegenden Insel gelandet und im Hause des Besitzers der Nyke uns erquickt hatten, fuhren wir nach dieser hinüber, sprangen an einer von der Brandung nicht allzu arg umtobten Stelle auf den Fels und kletterten nun rasch bis zu der Torfhaube empor, welche die ganze Nyke bis auf wenige durchbrechende und zutage tretende Zacken, Vorsprünge und Winkel überdeckt. Hier fanden wir zunächst, daß die Torfrinde überall mit Bruthöhlen, nach Art unserer Kaninchenröhren durchlöchert, daß nicht ein einziges tischgroßes Plätzchen auf dem ganzen Berge ohne die Mündung einer solchen Röhre gewesen war.

In Schraubenlinien schritten wir, mehr kletternd als gehend, zum Gipfel des Berges empor. Unter unseren Tritten zitterte die unterwühlte Torfschicht. Und hervor aus allen Höhlen lugten, krochen, rutschten, flogen mehr als taubengroße, oberseits schieferfarbene, auf Brust und Bauch blendendweiße Vögel mit phantastischen Schnäbeln und Gesichtern, kurzen, schmalen, spitzigen Flügeln

und stummelhaften Schwänzen. Aus allen Löchern erschienen sie, aus Ritzen und Spalten des Gesteines nicht minder. Wohin man blickte, nichts anderes mehr als Vögel sah das Auge, und leises, dröhnendes Knarren, das vereinigte schwache Geschrei derselben traf das Ohr. Jeder Schritt weiter entlockte neue Scharen dem Bauche der Erde. Von dem Berge herab nach dem Meere begann es zu fliegen; von dem Meere nach dem Berge hinauf schwärmten bereits unzählbare Massen. Aus den Dutzenden waren Hunderte, aus den Hunderten Tausende geworden, und Hunderttausende entwuchsen fortwährend dem braungrünen Boden. Eine Wolke, nicht minder dicht wie jene über dem Holme, umhüllte uns, umhüllte den ganzen Berg, so daß dieser, zauberhaft wohl, aber doch den Sinnen noch begreiflich, zu einem riesenhaften Bienenstocke sich wandelte, um welchen nicht minder riesenhafte Bienen schwirrend und summend schwebten und gaukelten.

Je weiter wir kamen, umso großartiger gestaltete sich das Schauspiel. Der ganze Berg wurde lebendig. Hunderttausende von Augen sahen auf uns Eindringlinge herab. Aus allen Enden und Ecken, von allen Winkeln und Vorsprüngen her, aus allen Ritzen, Höhlen und Löchern wälzte es sich hervor, zur Rechten, zur Linken, ober- und unterhalb, in der Luft wie auf dem Boden wimmelte es von Vögeln. Von den Wänden wie vom Gipfel des Berges herab ins Meer stürzten sich ununterbrochen Tausende in so dichtem Gedränge, daß sie den Augen ein festes Dach vorzutäuschen vermochten. Tausende kamen, Tausende gingen, Tausende saßen, Tausende tänzelten unter Zuhilfenahme der Schwingen in wundersamer Weise dahin; Hunderttausende flogen, Hunderttausende schwammen und tauchten, und neue

Hunderttausende harrten des auch sie aufscheuchenden Fußtrittes. Es wimmelte, schwirrte, rauschte, tanzte, flog, kroch um uns herum, daß uns fast die Sinne vergingen, daß das Auge den Dienst versagte, daß die erprobte Fertigkeit selbst den Schützen, welcher versuchte, unter den Tausenden aufs Geratewohl Beute zu gewinnen, im Stiche ließ. Betäubt, kaum unserer selbst noch bewußt, schritten wir weiter, bis wir endlich den Gipfel erklommen hatten. Unsere Erwartung, dort oben endlich wieder zur Ruhe, zur Besinnung, zur Betrachtung zu gelangen, erfüllte sich zunächst noch nicht. Auch hier wimmelte und schwirrte es, wie es weiter unten an den Wänden gewimmelt und geschwirrt; auch hier umlagerte die aus Vögeln gebildete Wolke uns so dicht, daß wir das Meer unter uns nur wie im Dämmerlichte, unklar und unbestimmt vor uns liegen sahen. Erst ein Jagdfalkenpaar, welches in einer der benachbarten Felsenwände horstete und das ungewohnte Getriebe gesehen haben mochte, veränderte plötzlich das wunderbare Schauspiel. Vor uns hatten die Alken, Lummen und Lunde sich nicht gefürchtet; beim Erscheinen ihrer wohlbekannten und unabwendbaren Feinde aber stürzte die dichte Wolke wie auf den Befehl eines Zauberers mit einem Schlage hinab auf das Meer, und klar und frei wurde der Blick. Zahllose dunkle Punkte, die Köpfe der im Meere schwimmenden Vögel, welche sich deutlich von dem Wasser abhoben, unterbrachen die blaugrüne Färbung der Wogen. Ihre Menge war so groß, daß wir von der Spitze des über hundert Meter hohen Berges aus nicht entdecken konnten, wo der Schwarm endete, nicht wahrzunehmen vermochten, wo das Meer frei war von Vögeln. Um nur einigermaßen zu schätzen, zu rechnen, nahm ich mir ein kleines Viereck ins Auge und begann die Punkte in ihm zu zählen. Es waren ihrer

mehr als hundert. Ich setzte in Gedanken rasch ähnliche Vierecke aneinander und kam in die Tausende. Aber ich hätte viele Tausende solcher Vierecke bilden können und den von Vögeln bedeckten Raum noch nicht erschöpft. Die Millionen, von denen man gesprochen, waren vorhanden. Nur auf Augenblicke bot sich das Bild scheinbarer Ruhe unseren Blicken dar. Bald begannen die Vögel wieder aufwärts zu fliegen, und wie vorher entstiegen Hunderttausende zu gleicher Zeit dem flüssigen Elemente, um zum Berge emporzuklettern; wie vorher bildete sich die Wolke um ihn, wie vorher verwirrten sich unsere Sinne. Unfähig, noch zu sehen, betäubt durch das unbeschreibliche Geräusch um mich her, warf ich mich auf den Boden nieder, und von allen Seiten herbei strömten die Vögel. Aus den Höhlen hervor krechen noch immer neue, in sie hinein solche, die wir früher aufgescheucht; um mich her ließen sie sich nieder; mit erheiterndem Staunen betrachteten sie die fremde Gestalt unter sich; tänzelnden Ganges näherten sie sich mir bis auf so geringe Entfernung, daß ich nach ihnen zu greifen versuchte. Die Schönheit, der Reiz des Lebens zeigte sich in jeder Bewegung der absonderlichen Vögel. Mit Erstaunen sah ich, wie steif und kalt auch die besten Abbildungen sind, denn ich bemerkte eine Regsamkeit und eine Lebhaftigkeit in den wundersamen Gestalten, welche ich ihnen nicht zugetraut hätte. Nicht einen Augenblick saßen sie ruhig, bewegten mindestens Kopf und Hals fort und fort nach allen Seiten hin, und ihre Umrisse gewannen wahrhaft künstlerische Linien. Es war, als ob die Harmlosigkeit, mit welcher ich mich ganz der Beobachtung hingab, durch unbeschränktes Vertrauen von ihrer Seite vergolten werden sollte. Ich verkehrte mit den Tausenden um mich her, als ob sie Haustiere wären; und die Millionen schenkten

mir zuletzt nicht mehr Beachtung, als ob ich einer der Ihrigen gewesen.

Nicht die Massenhaftigkeit des Auftretens allein ist es, durch welche die Alken fesseln; auch ihr Leben und Treiben bietet des Anziehenden viel. Ihre geselligen Tugenden erreichen während der Brutzeit eine unvergleichliche Höhe. Als vollendete Seevögel leben alle Alken bis zu jenem Beginnen ausschließlich auf hoher See, dem strengsten Winter, wie den wütendsten Stürmen gleichmütig trotzend. Auch in der langen Winternacht verlassen sie nicht oder doch nur vereinzelt ihre nordische Heimat, streifen vielmehr in Scharen und Flügen von Hunderten und Tausenden von einem Fischgrunde zum andern und wissen alle offenen Stellen zwischen dem Eise ebenso sicher zu finden wie andere Nahrung versprechende Orte außen auf hohem Meere. Wenn aber die Sonne wiederum sich hebt, regt sich in ihnen nur ein Gefühl: das der Liebe, nur eine Sehnsucht: so bald als möglich den Berg zu erreichen, auf welchem sie zur Welt gekommen sind. Jetzt, um die Osterzeit etwa, ziehen alle, mehr schwimmend als fliegend, dem Berge zu. Nun gibt es aber auch unter den Alken mehr Männchen als Weibchen, und nicht jedes der ersteren ist so glücklich, eine Gattin zu erringen. Unter anderen Vögeln führt dieses Mißverhältnis zu ununterbrochenem Streite; unter den Lummen wird der Friede nicht gestört. Die beklagenswerten Wesen, die wir, in menschliches Sein und in menschliche Sprache übersetzt, als Hagestolze bezeichnen, wandern ebensogut wie die glücklichen, unterwegs kosenden und tändelnden Paare dem Berge zu, fliegen mit ihnen zur Höhe hinauf und ziehen mit ihnen zur Jagd auf das benachbarte Meer hinaus. Die Paare beginnen, sobald die Witterung es gestattet, ihre alten Höhlen neu herzurichten, sie auszu-

räumen, zu vertiefen, ihre Kammer zu vergrößern, erforderlichenfalls auch eine neue Brutstätte auszugraben, und sobald dies geschehen, legt das Weibchen auf den nackten Boden der am hinteren Ende ausgewölbten Brutkammer sein einziges, aber sehr großes, kreiselförmiges, buntgetüpfeltes Ei und beginnt nun abwechselnd mit dem Männchen zu brüten. Für die armen Junggesellen bricht damit eine traurige Zeit an. Auch sie würden unendlich gern Vatersorgen auf sich nehmen, wenn sie nur die Gattin zu finden vermöchten, welche ihnen zu denselben verhelfen wollte. Aber alle Weibchen sind vergeben, und alles Werben ist umsonst. So entschließen sie sich denn, ihren guten Willen wenigstens insofern zu betätigen, daß sie glücklichen Paaren zu Hausfreunden sich aufdrängen. Wenn in den Stunden um Mitternacht im Neste das Weibchen brütet und außen vor demselben das Männchen sitzt, gesellen sie sich letzterem, und wenn das Männchen die im Meere fischende Gattin ablöst, halten sie außen Wache, wie vorhin das rechtmäßige Männchen tat. Wenn aber beide Eltern gleichzeitig ins Meer hinabfliegen, beeilen sie sich, wenigstens einigen Lohn für ihre Treue zu ernten. Ohne Zögern rutschen sie in das Innere der Höhle und wärmen inzwischen das verlassene Ei. Sie, die Armen, welche zur Ehelosigkeit verurteilt sind, wollen mindestens ein wenig brüten! Diese selbstlose Hingebung hat eine Folge, um welche wir Menschen die Alken beneiden könnten. Auf den Bergen, welche diese Vögel bewohnen, gibt es kein Waisenkind. Sollte der Gatte eines Paares verunglücken, so bietet sich der Witwe augenblicklich Ersatz, und sollte der seltenere Fall eintreten, daß beide Nestinhaber, beide Eltern eines Jungen zu gleicher Zeit ihr Leben verlören, so sind die gutmütigen Überzähligen sofort bereit, das Ei vollends auszubrüten, das

Junge zu erziehen. Letzteres unterscheidet sich wesentlich von dem der Enten und Möwen. Es ist nicht Nestflüchter, sondern Nesthocker. In dichtem, graulichem Daunenkleide entschlüpft es der Eihülle, in welcher es zum Leben erwachte, muß aber nun noch wochenlang in seiner Höhle verweilen, bevor es imstande ist, den ersten Ausflug zum Meere zu wagen. Dieser Ausflug ist, wie zahllose Leichen auf den Klippen am Fuße der Berge beweisen, stets ein gewagtes und gefahrbringends Unternehmen. Geführt von beiden Eltern, ängstlich die noch ungeübten Beine, kaum minder besorgt die eben erst zur Entwicklung gelangten Schwingen gebrauchend, folgt das Junge seinen Erzeugern, welche es nach und nach bergabwärts oder doch zu einer Stelle geleiten, von welcher aus der Absprung in das Meer möglichst gefahrlos erfolgen kann. Auf solchem Vorsprunge verharren beide Eltern und das Kind oft längere Zeit, bevor es ersteren gelingt, das letztere zum Sprunge zu vermögen. Der Vater wie die Mutter reden förmlich zu; das sonst wie alle Vogeljungen gehorsame Kind achtet nicht ihrer Zurufe. Der Vater entschließt sich, vor den Augen des zögernden Sprossen hinabzustürzen in das Meer; der unerfahrene Sprößling bleibt sitzen. Neue Versuche, neues Zureden, förmliches Drängen: da endlich wagt er den gewaltigen Sprung, stürzt wie ein fallender Stein tief in das Meer hinab, arbeitet sich, unbewußt dem Triebe gehorchend, wieder zur Oberfläche empor, schaut um sich, blickt über das unendliche Meer und — ist ein Seevogel geworden, welcher fortan keine Gefahr mehr scheut.

Wiederum verschieden ist das Leben und Treiben auf denjenigen Vogelbergen, welche von der Stummelmöwe zu Brutplätzen gewählt werden. Ein solcher Berg ist das Vorgebirge Swärtholm, hoch oben im Norden zwischen

dem Laxe- und Porsangerfjord unweit des Nordkaps. Ich wußte wohl, wie die gedachten Möwen auf ihren Brutplätzen auftreten. Faber, der treffliche Kenner hochnordischer Vögel, hat es, wie gewöhnlich mit wenigen Worten geschildert: „Sie verbergen die Sonne, wenn sie auffliegen, sie bedecken die Schären, wenn sie sitzen; sie übertäuben das Donnern der Brandung, wenn sie schreien; sie färben die Felsen weiß, wenn sie brüten." Ich glaubte, nachdem ich Eiderholme und Alkenberge gesehen, dem trefflichen Faber und zweifelte doch, wie jeder Naturforscher muß, war daher aufs eifrigste bestrebt, Swärtholm zu besuchen. Ein liebenswürdiger Normanne, der Führer des Postdampfschiffes, welches mich trug, erfüllte, nachdem wir miteinander befreundet wurden, gern meine Bitte, an dem Brutorte vorüberzufahren. So näherten wir uns denn in den Spätstunden eines Abends dem Vorgebirge. Schon in einer Entfernung von sechs bis acht Seemeilen überholten uns fortwährend Flüge von dreißig bis hundert, zuweilen auch zweihundert Stummelmöwen, welche sämtlich dem Nistplatze zuflogen. Je näher wir Swärtholm kamen, umso rascher folgten sich diese Flüge, und umso zahlreicher waren sie. Endlich zeigte sich dem Auge das Vorgebirge, eine fast senkrecht in das Meer abfallende, von unzähligen Höhlen durchbrochene Felsenwand von etwa achthundert Meter Länge und anderthalb- bis zweihundert Meter Höhe. Aus weiter Ferne erschien sie grau; mit Hilfe des Fernrohres konnte man eine unzählige Menge von weißen Pünktchen und Linien unterscheiden. Es sah aus, als ob eine riesige Schiefertafel von einem scherzenden Riesenkinde mit allerlei Zeichnungen bekritzelt worden wäre; es schien, als ob der ganze Felsen sonderbares Geschmeide von Kettengewinden, Ringen und Sternen trüge. Aus

den dunklen Gründen größerer oder kleinerer Höhlen leuchtete es weiß hervor; von durchlaufenden Absätzen hob es sich lebhafter und greller ab. Es waren die brütenden oder in den Nestern sitzenden Möwen, welche die Zeichnung hervorriefen, und als der Wahrheit entsprechend erwies sich das Wort Fabers: „Sie bedecken die Felsen, wenn sie sitzen."

Unser Schiff schreckte, hart an dem Felsen dahinfahrend, einen Teil der Möwen auf, und nun gestaltete sich vor meinen Augen ein ähnliches Bild, wie ich es auf vielen Eiderholmen und anderen Möweninseln gesehen. Da donnerte der Hall eines von meinem Freunde gelösten Geschützes gegen die Felsenwand. Wie wenn ein tosender Wintersturm durch die Luft zieht und schneeschwangere Wolken aneinanderschlägt, bis sie, in Flocken zerteilt, sich herniedersenken, so schneite es jetzt von oben lebendige Vögel herunter. Man sah weder den Berg noch den Himmel, sondern nur ein Wirrsal ohnegleichen. Eine dichte Wolke verhüllte den ganzen Gesichtskreis, und erfüllt war das Wort: „Sie verbergen die Sonne, wenn sie fliegen." Heftig blies der Nordwind, und wütend brandete das Eismeer am Fuße der Klippe; aber lauter noch erklangen die kreischenden Schreie der Möwen, damit auch das letzte Wort Fabers bewahrheitet werde: „Sie übertäuben das Tosen der Brandung, wenn sie schreien." Die Wolke senkte sich endlich auf das Meer hernieder, die bisher von ihr umnebelten Umrisse von Swärtholm traten wieder hervor, und ein neues Schauspiel fesselte die Blicke. An den Felsenwänden schienen noch ebenso viele Möwen zu sitzen wie vorher, und Tausende flogen noch ab und zu. Und als ein zweiter Donner neue Scharen aufscheuchte, schneite es zum zweitenmal Vögel auf das Meer herab, und immer noch war die Wand bedeckt mit

anderen Hunderttausenden. Auf dem Meere aber, soweit wir es überschauen konnten, lagen, leichten Schaumballen vergleichbar, die Möwen und schaukelten mit den Wogen auf und nieder. Wie soll ich diesen herrlichen Anblick beschreiben? Soll ich sagen, daß das Meer Millionen und andere Millionen lichte Perlen in sein dunkles Wellenkleid geflochten habe? Oder soll ich die Möwen mit Sternen und das Meer mit dem Himmelsgewölbe vergleichen? Ich weiß es nicht; aber ich weiß, daß ich auf dem Meere noch niemals Schöneres erschaut habe. Und als wäre es noch nicht genug des Zaubers, goß plötzlich die auf kurze Zeit verhüllte Mitternachtsonne ihr rosiges Licht über Vorgebirge und Meer und Vögel, beleuchtete alle Wellenkämme, als ob ein goldenes, weitmaschiges Netz über die See geworfen wäre, und ließ die ebenfalls rosig überstrahlten blendenden Möwen nur umso leuchtender erscheinen. Da standen wir sprachlos im Schauen. Und wir, wie alle die Mitreisenden, selbst die Matrosen des Schiffes verharrten regungslos lange, lange Zeit im Innersten ergriffen von dem wunderbaren Bilde vor uns, bis endlich einer das Stillschweigen brach und mehr, um an den tönenden Lauten der eigenen Stimme sich selbst wiederzufinden, als um dem inneren Gefühle Ausdruck zu geben, des Dichters Worte über die Lippen gleiten ließ:

„Mitternachtsonn' auf den Bergen lag
Blutrot anzuschauen.
Es war nicht Nacht, es war nicht Tag,
Es war ein eigenes Grauen."

Wie steht es mit dem Mars?

Von Dr. Simon Meinold / Mit 11 Bildern

Am 23. August 1924 ist der Planet Mars unserer Erde so nahe gelangt, wie das in diesem Jahrhundert nur einmal möglich ist. Deshalb hoffte man, daß sich für die Beobachtung dieses rätselvollen Gestirns während der günstigsten Zeit endlich bedeutende Ergebnisse erzielen lassen müßten. In aller Welt sprach man über den Mars, und da wir einen regenreichen, sonnenlosen August erlebten, gab es nicht wenige, die den Mars als Ursache des schlechten Wetters bezeichneten, wovon die Meteorologen allerdings nichts wissen wollen. Wie „nahe" kam nun der Mars diesmal der Erde? Er stand ihr „nur" fünfundfünfzig Millionen Kilometer fern! Ein unvorstellbarer Abstand. Was kann es bei solchen Entfernungen für die Beobachtung viel ausmachen, wenn dieser Planet unserem Erdball um drei Millionen Kilometer näher kommt? Im Jahre 1909, das aus vielerlei Gründen der Marsbeobachtung überaus günstig war, betrug die Entfernung achtundfünfzig, und 1907 einundsechzig Millionen Kilometer.

Der Mars ist kleiner als die Erde, sein Durchmesser hat nur etwas mehr als die Hälfte des Erddurchmessers. In den besten Fernrohren sieht man den Planeten nur ein wenig größer als ein Zweimarkstück. Daraus kann man leicht folgern, wie schwer es ist, auf diesem geringen Umfang Einzelheiten eines Weltkörpers zu erkennen, und daß es noch mehr Schwierigkeiten bereiten muß, irgendwelche Wahrnehmungen zeichnerisch festzulegen. Man wird nun einwenden: der Mars kann ja auch photographiert werden. Gewiß! Aber daß diese Photographien nur wenige Millimeter Durchmesser haben, ist wohl nicht allgemein bekannt. Diese winzigen Photogramme müssen

erst vergrößert werden, und man pflegt sie auch zu retuschieren. Wer selber etwa Kodakaufnahmen macht und sie vergrößert, wird wissen, wie weitgehend durch diese Prozedur das Bild verändert wird, ganz abgesehen von Eingriffen durch Retuschen.

Übrigens ist die im August 1924 eingetretene große Annäherung des Planeten in nördlichen Breiten für die Beobachtung nicht günstig, da sich das Gestirn kaum zwanzig Grad über den Horizont erhebt. Unruhe der Luft und Dunst erschweren die Tätigkeit der Astronomen bedeutend; sie können die Beobachtung nur auf kurze Zeit ermöglichen, ja sogar ganz vereiteln. In südlichen Breitengraden ist für die Astronomen die Lage günstiger; in Kalifornien kann man den Mars im Scheitelpunkt des Himmels beobachten.





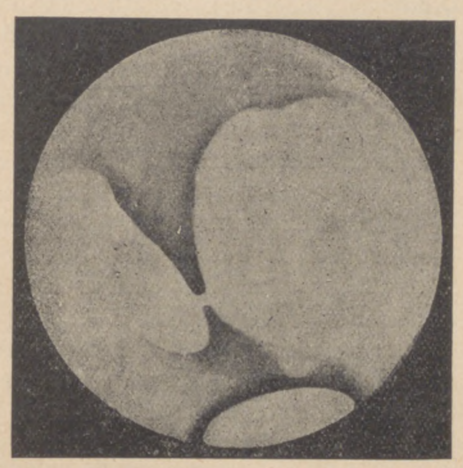
Die Polarlappen des Mars vor und nach der Schneeschmelze. Die Abbildungen sind so, wie sie im astronomischen Fernrohr erscheinen, wiedergegeben. Es ist also Süden oben, Osten links.

Der Mars mit seinem rötlich schimmernden Glanz ist auch den Beschauern des Sternenhimmels bekannt, die sich sonst nur wenig mit den zahllosen „Lichtern" beschäftigt haben, die unsere Nächte erhellen. Unter den großen Planeten gilt der Mars als „zweite Erde", da dort Bedingungen gegeben sind, die sich zum Bestehen irgendwelcher organischen Bildungen als notwendig erweisen, womit aller-

dings noch nicht gesagt ist, unter welchen Formen dort Lebewesen möglich sein könnten. Daß auf dem Mars eine wasserdampfartige Atmosphäre vorhanden ist, hat Wilhelm Herschel 1778 behauptet. Damals gab es allerdings noch keine spektrographischen Untersuchungen, wodurch diese Annahme hätte bestätigt werden können. Manches wohl spricht für das Vorhandensein einer Atmosphäre auf dem Mars, aber bisher sind alle Versuche, Wasserdampf nachzuweisen, gescheitert. Ebensowenig gelang es, Wolkenbildungen sicher nachzuweisen.

Durch das Fernrohr erblickt man auf der Oberfläche dieses Planeten dunkle, grünlichblaue Flecke, welche hellere, rötlichgelbe Partien umschließen. Dazwischen gewahrt der Beobachter vielerlei Abstufungen zwischen hell und dunkel; besonders auffallend erscheinen schattenartige unregelmäßige Streifen, welche die hellen Partien nach vielen Richtungen durchsetzen. Dazu kommen noch zwei eigentümliche, leuchtend weiße Flecke, die dicht am Rande einander gegenüberliegen und nur zu gewissen Zeiten sichtbar sind. Weitere Beobachtungen ergaben, daß die dunklen Flecke fortrücken, auf einer Seite sichtbar werden, um auf der entgegengesetzten zu verschwinden, während die beiden weißen Flecke immer auf den gleichen Stellen, wenn auch in wechselnder Ausdehnung und Farbe, am Rande des Planeten verharren. Daraus geht hervor, daß die weißen Partien als Pole betrachtet werden können; ihre zeitweise Unsichtbarkeit ist durch die veränderte Achsenstellung des Mars zur Erde bedingt. Diese „Polarkappen" werden als Ablagerungen von Eis und Schnee betrachtet; die helleren und dunkleren Flecke der übrigen Teile des Planeten sind als Festländer und Meere angesehen worden.

Weitere Ähnlichkeiten des Mars mit der Erde beruhen in der Umdrehungszeit dieses Weltkörpers. Ein Marstag mit vierundzwanzig Stunden siebenunddreißig Minuten ist etwas länger als unser irdischer Tag, und die Neigung der Marsachse hat einen Jahreszeitwechsel zur Folge, der gleichfalls irdischen Verhältnissen vergleichbar ist. Da jedoch die Umlaufzeit des Mars um die Sonne länger währt, als dies bei der Erde der Fall ist, so sind auch die Marsjahreszeiten verhältnismäßig ausgedehnter. Auf einen Wechsel von Sommer und Winter schloß man aus dem wiederholt beobachteten, veränderlichen Zustand der „abschmelzenden" weißen Flecke an beiden Polen; bei allen festgestellten Verminderungen war es auf dem Mars Sommer.



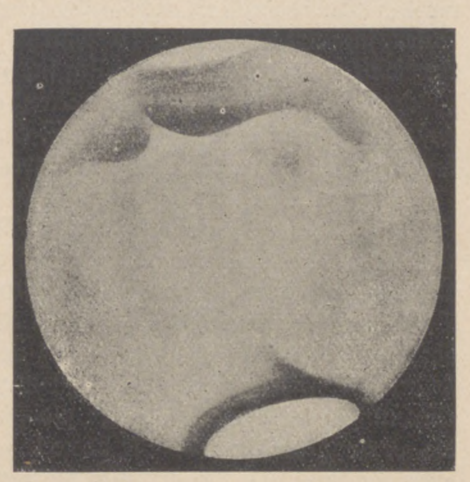
Mars. Aufgenommen am 24. Januar 1899.

Die Atmosphäre dieses Planeten ist viel dünner als die irdische, und die Temperaturverhältnisse müssen deshalb anders sein, denn der Mars ist eineinhalbmal so weit von der Sonne entfernt als die Erde; demnach empfängt er entsprechend weniger Wärme. Obwohl einzelne Beobachter auf dem Mars verschiedentlich nebelartige Schleier und Flecke gesehen haben wollen, ist es

doch fraglich, ob dies sicher ist. Da die Umrisse von „Land, Inseln und Meer", die dem Umfang nach im umgekehrten Verhältnis zu den Massen unserer Erde stehen, fast beständig klar zu erkennen sind, dürfte das Marsklima vermutlich dem eines klaren, völlig wolkenlosen Tages auf den höchsten Gipfeln unserer Alpenberge gleichen. Da nun am Tage die Besonnung durch Dunst oder Nebel nur wenig, keinesfalls aber durch Wolken abgeschwächt wird, muß während der Nacht bei starker Ausstrahlung des Bodens eine nicht geringe Abkühlung erfolgen; die Gegensätze zwischen Tag- und Nachttemperatur sind schroff. Neben manchen Ähnlichkeiten dieses Planeten mit irdischen Verhältnissen ergeben sich also doch recht wesentliche Abweichungen und Unterschiede. Man nimmt neuerdings an, daß die mittlere Temperatur dort ebenso viele Grade unter Null liegt, wie bei uns über dem Nullpunkt. Damit ist die Existenzmöglichkeit von Lebewesen allerdings recht fraglich. Wie auf dem Mond den irdischen ähnliche Organismen nicht denkbar sind, so wird auch für den Mars diese Möglichkeit kaum ernstlich bejaht werden können. Streng genommen ist diese Frage überhaupt kein naturwissenschaftliches Problem.

Damit ist die Annahme von Marskanälen berührt, von denen man vermutete, daß sie Kunstgebilde seien, von „intelligenten Wesen im Kampf ums Dasein geschaffen". Diese „Werke" werden von gewissen Schwärmern als so großartig angesehen, daß „wir Menschen sie nie ausführen könnten". Im Fernrohr erscheinen die „Kanäle" als dünne dunkle Streifen; sie verlaufen meist geradlinig in Längen von mehreren Hunderten bis zu vielen Tausenden von Kilometern. Dabei schwanken die Breitenmaße zwischen dreißig und dreihundert Kilometern.

Im Jahre 1877, als im September der Mars der Sonne günstig zur Beobachtung gegenüberstand, entdeckte der Italiener Schiaparelli diese „wunderbaren Kanäle, ein Netz von geradezu phantastischer Ausdehnung". Beachtenswert ist, daß sie fast überall gleich breit und scharfrandig erscheinen. Nach Schiaparelli sehen sie aus, als seien sie „mit dem Lineal gezogen". Sie führen immer aus einem „Meer" nach dem Festland; häufig kreuzen sich mehrere Kanäle in einem Punkt, der rundlich und dunkel erscheint, und der „offenbar als kleiner See anzusehen ist".



Mars. Aufgenommen am 1. Februar 1899.

Die Breite wechselt in verschiedenen Jahren; zu gewissen Zeiten sind sie nur schwer und vereinzelt sichtbar, zu anderen Zeiten treten sie zahlreich und deutlich hervor. Im Jahre 1880 behauptete Schiaparelli, daß sich einige dieser Kanäle verdoppelt hätten; neben dem früher einfachen Kanal entdeckte er einen zweiten, der dem ersten genau parallel lief. In einigen Fällen berechnete er den Abstand dieser Doppelkanäle auf mehrere hundert Kilometer; es kamen aber auch geringere Entfernungen von unter fünfzig Kilometern vor. „Über-

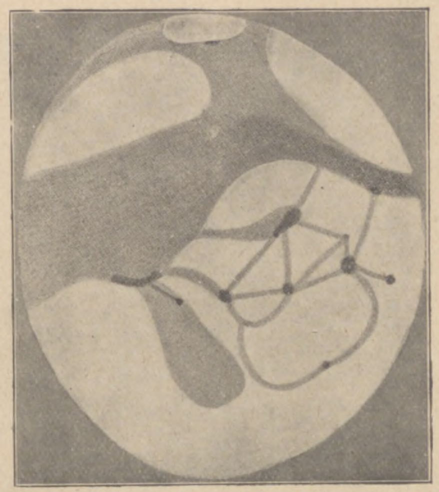
raschend“ war es Schiaparelli, daß die Verdoppelung so gewaltiger Kanäle oft in wenigen Tagen erfolgte. Daraus entstand die Vermutung und bald der seligmachende Glaube, daß Millionen intelligenter Wesen tätig sein müßten, solche Wunder der Technik so rasch herzustellen. Da wir mit Maschinen arbeiten, könnte es wohl auch auf dem Mars nicht an ähnlichen Hilfsmitteln fehlen, ja, man nahm an, die Technik sei dort viel höher entwickelt als bei uns, und verstieg sich zu den Worten: „Weder auf der Erde noch auf dem Mond oder überhaupt auf irgend einem andern Planeten ist etwas den Marskanälen Vergleichbares je gefunden worden.“

Schiaparelli hat eine Karte des Mars entworfen, die alles enthält, was er zu sehen glaubte. Als er im Jahre 1890 den Mars mit einem größeren Fernrohr von 18 Zoll Öffnung beobachtete, bemerkte er Unregelmäßigkeiten im Verlauf der von ihm vorher gesehenen Kanäle, beharrte aber im ganzen bei seiner Auffassung ihrer Entstehung. Lowell, der sich im wesentlichen zu Schiaparellis Beobachtungen bekennt, behauptete gleichfalls, zeitweilig die Verdoppelung der Kanäle bemerkt zu haben, wenn auch nur bei einem Viertel aller der für Kanäle angesehenen Linien.

Anfangs 1920 gingen von Amerika aus wunderliche Nachrichten durch die Zeitungen: man wollte auf den Funkenstationen für drahtlose Telegraphie geheimnisvolle Signale aufgenommen haben, die vermutlich vom Mars gekommen waren, dessen Bewohner Verständigung mit den irdischen Genossen suchten. Es erwies sich jedoch als ein Märchen. Marconi und Graf Arco wollten nichts davon wissen.

Nun rückte der Mars der Erde wieder näher; vom 10. bis 19. Juni 1922 verringerte sich die Entfernung

abermals, so daß man günstige Beobachtungen erhoffte. Am 23. August 1924 stand er uns näher, als dies während des ganzen zwanzigsten Jahrhunderts möglich ist. Die Marsprobleme sind deshalb wieder einmal in hohem Grade „aktuell“ geworden. —

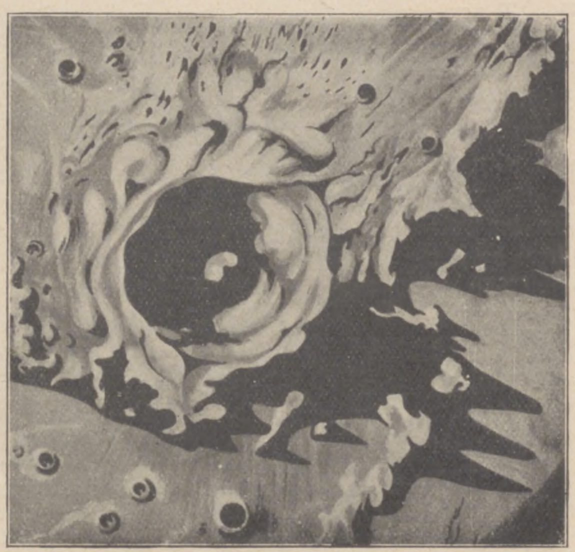


Marsaufnahme nach einer Zeichnung von Prof. W. H. Pickering. Entstanden unter den günstigsten Bedingungen der Lowell-Sternwarte zu Flagstaff in Arizona.

Seit Schiaparellis Entdeckung der Kanäle auf unserem Nachbarplaneten, die vom Schmelzwasser der Polgebiete gefüllt werden sollten, blieb die Behauptung, daß dies künstliche Werke seien, durchaus nicht unwidersprochen. Bei ihrer kolossalen Ausdehnung nach Länge und Breite suchte man die Möglichkeit solcher Bauwerke mit der geringen Tiefe zu erklären, ja, es wurde behauptet, es handle sich wohl nur um flache Dammanlagen, wie sie aus Holland bekannt sind. Damit glaubte man die Schwierigkeiten der Ausführung so gewaltiger Werke und insbesondere die auffällige Breite erklären zu können; derartige Dämme brauchten nicht mehr als einen halben bis einen Meter hoch zu sein. Die Gefahr der Zerstörung solcher Dammbauten durch Flut- oder Sturmwellen der

Meere sei gering, da es in der niedrigen Atmosphäre des Planeten wahrscheinlich keine wellenerzeugenden Winde gäbe und mächtige Wellen sich in den seichten Meeren überhaupt nicht bilden könnten.

Wenn behauptet wurde, niemals sei auf andern Welt-



Der auf dem Mond befindliche Eratosthenes mit einem Teil, der Apenninen genannt wird, im Fernrohr bei Sonnenaufgang gesehen und gezeichnet.

körpern den Marskanälen Ähnliches entdeckt worden, so beruht das auf Irrtum. Im siebzehnten und dem folgenden Jahrhundert wollte man auf dem Mond Meere, Ströme, Flüsse und Kanäle entdeckt haben. Franz Paula von Gruithuisen, der Direktor der Münchener Sternwarte, glaubte im ersten Drittel des vorigen Jahrhunderts die unwiderleglichen Beweise gefunden zu haben.

Auch er fand, was er suchte: Kanäle, Flüsse, Landstraßen und sogar Bauwerke von riesigen Ausmaßen, bis zu fünf Kilometern*.

Wenn Laien in älteren Büchern überraschende Angaben über Planetenbeobachtungen lesen, denken sie nicht daran, wie unvollkommen die optischen Instrumente beschaffen waren, die den Astronomen früherer Zeit zur Verfügung standen, und noch weniger ist es dem Laien möglich, sich vorzustellen, welche Beobachtungsfehler entstehen mußten, weil diese Apparate mit Fehlern behaftet waren, die erst durch spätere Beobachtungen erkannt und beseitigt werden konnten.



Der Mondvulkan Eratosthenes. Photographische nichtretuschierte Aufnahme. Der marsähnliche Eindruck mit den kanalartigen Bildungen tritt deutlich hervor.

In einer günstigen Beobachtungszeit des Mars wurde auf dem Mount Wilson in Kalifornien ein Spiegelteleskop von sechzig Zoll Öffnung aufgestellt. Diesen Apparat benützte der bedeutende Astronom E. Barnard.

* Vergleiche: Dr. F. O. Reinesius: „Höhlenbewohner im Mond", in Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens, Jahrgang 1924, Band 5, Seite 64—88. Mit 18 Bildern.

Er sah bei ruhiger Luft einige kleine, schwache Fleckchen, die zuvor in weniger großen Teleskopen nicht gesehen wurden. Lange, gerade „Kanäle“ sah er nicht! Wo solche nach Schiaparellis und Lowells Annahme zu finden sein sollten, zeigten sich „zarte, dunkle Schattierungen von sehr schwierig erklärbarer, verwickelter Struktur“, die kaum da und dort noch eine Spur von Regelmäßigkeit aufwiesen, so daß Bernard erklärte, er könne sie nicht zeichnerisch festhalten. Es muß betont werden, daß bei diesen Untersuchungen die atmosphärischen Bedingungen besonders günstig waren.

Wie stark bei gewissen Vergrößerungen und unter besonderen Beleuchtungen des Mondes dort gesehene Partien den Marsfestländern, -meeren und -kanälen gleichen, läßt eine unserer Abbildungen des Mondvulkans Eratosthenes erkennen. Um diesen Eindruck zu gewinnen, benützte ein italienischer Astronom ein so schwach vergrößerndes Instrument, daß der Mond dadurch nur so weit genähert erschien, wie der Mars in den besten Beobachtungsmitteln. Der Anblick, der sich nun bot, war überraschend, die Maree-bbenen glichen den „Meeren“ auf dem Mars, hellere, gebirgige Gegenden sah man als Marsfestländer an, und Reihen von schattenwerfenden Kratern vereinigten sich s c h e i n b a r zu Liniensystemen.

Die Mondkanäle haben sich indes längst als Täuschungen der Beobachter erwiesen, und man darf sicher erwarten, daß den phantasievollen Marskarten das gleiche Schicksal beschieden sein wird wie denen des Mondes aus älterer Zeit. Sie gehören beide in das Bereich der Geschichte menschlicher Irrtümer. Es gibt zwar auch jetzt noch Astronomen, die behaupten, es gäbe Kanäle auf dem Mars, aber unter den bedeutenden heutigen Fachmännern tritt die Mehrzahl dafür ein, daß die vermeint-

lichen Marskanäle auf optischen Täuschungen beruhen. Kürzlich wies Dr. J. H. Hoelling auf die Ergebnisse E. M. Antoniadis hin, der den Mars während der recht günstigen Stellung von 1909 mit dem großen Äquatorial der Sternwarte von Meudon beobachtete und sich etwa so aussprach: Es ist durchaus wahrscheinlich, daß Schiaparellis System der Kanäle eine objektive Grundlage hat, und zwar in dem Sinne, daß dort, wo er eine grüne Linie gezeichnet hat, zweifellos auf dem Mars etwas vorhanden ist. Aber das, was mehr oder weniger geradlinig in dem Refraktor von Mailand, mit dem Schiaparelli arbeitete, erschien, ist durch das große Äquatorial von Meudon in Gruppierungen von unregelmäßigen Fleckchen zerlegt worden, die bisweilen ganz vereinzelt standen und keinerlei gesetzmäßige Anordnung erkennen ließen.



Die südliche Polarkappe des Mars. Die dunklen Stellen gelten als Wasser. Man erkennt einen Teil der „Kanäle“.

Um sich und andere zu überzeugen, in welch zwangsmäßiger Weise einzelne „Flecken“ in der Anschauung systematisch verbunden werden, haben Evans, Newcomb und Maunder Marsmodelle mit ihren unregelmäßigen,

unklaren und unzusammenhängenden dunklen und helleren Gebilden und Flecken hergestellt, soweit diese unzweifelhaft vorhanden waren. Eine Reihe von Personen wurde nun veranlaßt, nach diesen Modellen aus verschiedenen Entfernungen Zeichnungen anzufertigen. Voraussetzung bei diesen Versuchen war, daß keiner





Zwei Beispiele aus dem Gebiete der Mondoberflächenforschung: Teil einer 1748 durch mangelhafte astronomische Instrumente beobachteten und zeichnerisch wiedergegebenen Stelle auf dem Mond. Daneben ist die gleiche Stelle: Mare serenitatis, nach einer Photographie von Prof. W. H. Pickering abgebildet.

der Teilnehmer wußte, es handle sich um typische Fleckengebilde aus dem Mars. Die Ergebnisse waren überraschend. Auf fast allen Zeichnungen fanden sich die gleichen „Kanäle", die auf dem Modell gar nicht vorhanden waren! Es liegt eben in der Art des menschlichen Geistes, in zweifelhaften Fällen zu ergänzen, wo auch nur der leiseste Anhalt dazu geboten erscheint. Um völlig sicher zu gehen, wurden von Maunder die gleichen Versuche auch mit Schulkindern unternommen, die samt ihren Lehrern nicht ahnten, nach welchen Modellen sie zeichnen sollten. Auch in diesen Fällen wiederholte sich auf gleiche

Weise die Betätigung freischaffender Einbildungskraft. Einzelne Punkte der Länder, Flecken und Meere wurden durch Striche verbunden; die „Marskanäle" erschienen als das Ergebnis eines „ordnenden, bildnerischen Triebes".

Ein Beispiel, wie durch mangelhafte astronomische Instrumente, optische Täuschungen und voreingenommene



Beispiel einer typischen Wüstenlandschaft, die den Eindruck von stehendem oder fließendem Wasser hervorruft.

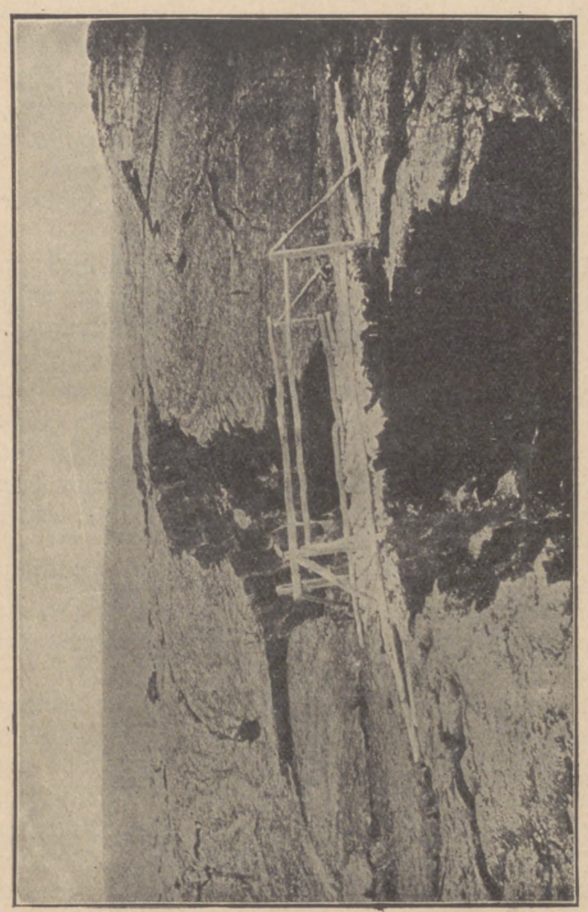
Ideen ein Beobachter irregeleitet wurde, bieten unsere Abbildungen auf S. 150, die einen Ausschnitt von der 1748 durch Tobias Meyer hergestellten Mondkarte wiedergeben. Die rechtsstehende Abbildung zeigt die gleiche Stelle auf dem Mond nach einer Photographie von Prof. W. H. Pickering. Dem älteren Beobachter boten ein paar Punkte den Anlaß zu einer phantasievollen Ergänzung.

Auch der fleißige Marsbeobachter, der Italiener Cerulli, wies darauf hin, welchen Täuschungen der Beobachter ausgesetzt ist. Hoelling führt Cerullis Anschau-

ungen an, wonach dieser Astronom sagt: Auf der Nordhalbkugel des Mars sind äußerst schwache Fleckchen linienförmig angeordnet, das heißt, sie bilden keine Gerade, sondern stehen teils etwas rechts, teils etwas links von dieser gedachten Linie. Einzeln sind sie vielleicht im betreffenden Fernrohr gerade an der Grenze der Wahrnehmbarkeit. Das Auge bemüht sich erklärlicherweise, auch diese Konfigurationen zu erfassen und festzuhalten, indem es alles „Gesehene" verschmilzt, addiert und ihm eine möglichst einfache Form gibt, das ist hier die einer Geraden, eines „Kanals". Cerulli sah oft einen „Kanal" sich vor seinen Augen bilden, wo der erste Eindruck der von dunklen Punkten innerhalb eines langen Streifens gewesen war, dessen Mittellinie alle seitlich stehenden dunklen Elemente an sich zu ziehen schien. In seltenen Fällen sah er auch den umgekehrten Vorgang; plötzlich war ein vorher gesehener „Kanal" verschwunden, und an seiner Stelle zeigten sich drei bis vier unbestimmte Flecken.

Zu bedenken ist, daß bei der Betrachtung des Mars durchs Fernrohr nur ein „geübtes Auge" die vermeintlichen Kanäle als zarte Linien erkennt, die jene dunklen Punkte untereinander zu verbinden scheinen. Damit soll aber durchaus nicht gesagt sein, daß viele der für „Kanäle" gehaltenen zarten Gebilde gar nicht vorhanden wären. Fraglich aber bleibt auch heute noch, als was sie anzusehen sind.

Gruithuisen, der sogar Kultbauten und Festungsanlagen im Mond entdeckt haben wollte, von denen die spätere Forschung leider gar nichts mehr fand, gab ahnungslos zu, daß er schon in früher Jugend glaubte, auf dem Mond müsse es Städte und Bewohner geben.



Überbrückte „Wüstenspalte" auf Hawai, durch vulkanische Vorgänge entstanden. Diese Klüfte, wenn sie auch kleiner als die Spalten auf dem Mars sind, wurden vielfach zum Vergleich mit diesen herangezogen; ebenso gewisse Strecken in der Wüste.

So ward der Wunsch, sie festzustellen, der Vater des Gedankens. Es ist ein weises Wort Goethes: „Was in der Jugend man wünscht, besitzt man im Alter die Fülle."

Das bestätigte sich bei dem Mondphantasten Gruithuisen reichlich. Er hoffte zuversichtlich, durch wunderlich ausgedachte Zeichengebung mit den Mondleuten in Verbindung zu kommen! Heute erwartet dies vom Mond, als einem abgestorbenen Weltkörper, niemand mehr; er hat sich der Beobachtung zu klar als solcher gezeigt.

Der Mars wird trotz seiner Atmosphäre als „alternde Welt" betrachtet.

Unter anderen Forschern hat auch Professor W. H. Pickering auf die große Ähnlichkeit großer, langgezogener Risse und Klüfte hingewiesen, welche sich in den Vulkangebieten der Hawaiinseln finden und die mit Marskanälen gut verglichen werden können. Pickering zog als Beispiel eines irdischen Kanalvorbildes Teile aus der Wüste heran. So schließt man aus dem farbigen Aussehen des Mars auf Wüstencharakter. Wie es bei dieser Annahme mit dem Pflanzenwuchs beschaffen sein würde, bedarf weiter keiner Worte.

Svante Arrhenius hat diese Wüstentheorie auch chemisch begründet. Lebensmöglichkeiten könnten auf dieser „alternden Welt" immerhin, wenn auch nur in recht beschränktem Maße, noch vorhanden sein.

Je nüchterner und schaler den Menschen die Welt erscheint, in der sie leben, umso mehr neigen sie sich dem Abenteuerlichen und Phantastischen zu. Trotzdem die hier erwähnten Auffassungen seit längerer Zeit bekannt sein könnten, will man sich den Glauben nicht nehmen lassen, daß auf dem Mars eine höhere Kulter als unsere eigene vorhanden sein müsse. In den Augusttagen der letzten, in dem Jahrhundert günstigsten Stellung des Planeten hoffte man auf radiotelegraphische Verbindungen mit den fünfundfünfzig Millionen Kilometer entfernten Gestirnbewohnern. In Amerika ruhte wäh-

rend dieser Zeit täglich jeder Telegrammverkehr auf eine Viertelstunde, damit auf den drahtlosen Stationen „Telegramme vom Mars“ aufgefangen werden könnten. Indes kam auch diesmal nichts „Neues vom Mars“. Hofft man, in der Annahme, dort menschenähnliche Wesen zu finden, weiterhin auf Verständigung mit ihnen, dann dürfte es allerdings Zeit sein, denn die Tage für die Lebensmöglichkeiten organischer Kreaturen auf diesem Nachbarplaneten verringern sich immer mehr. Ihm ist das Schicksal des Mondes beschieden, auf dem sich kein Leben mehr findet.

E	E	E	E	E
E	E	E	E	E
G	G	I	I	I
L	L	N	N	R
R	S	S	S	S

Quadraträtsel

Die Buchstaben in dem nebenstehenden Quadrat sind so zu verstellen, daß die horizontalen und vertikalen Reihen gleiche Namen ergeben

....

Logogriph

Mein Rätselwort hilft beim Bekleiden;
Verkürzt, wird's andre stets beneiden.
Nochmals verkürzt, da wird's ein Fluß,
Der in die Nordsee fließen muß.

....

Rätsel

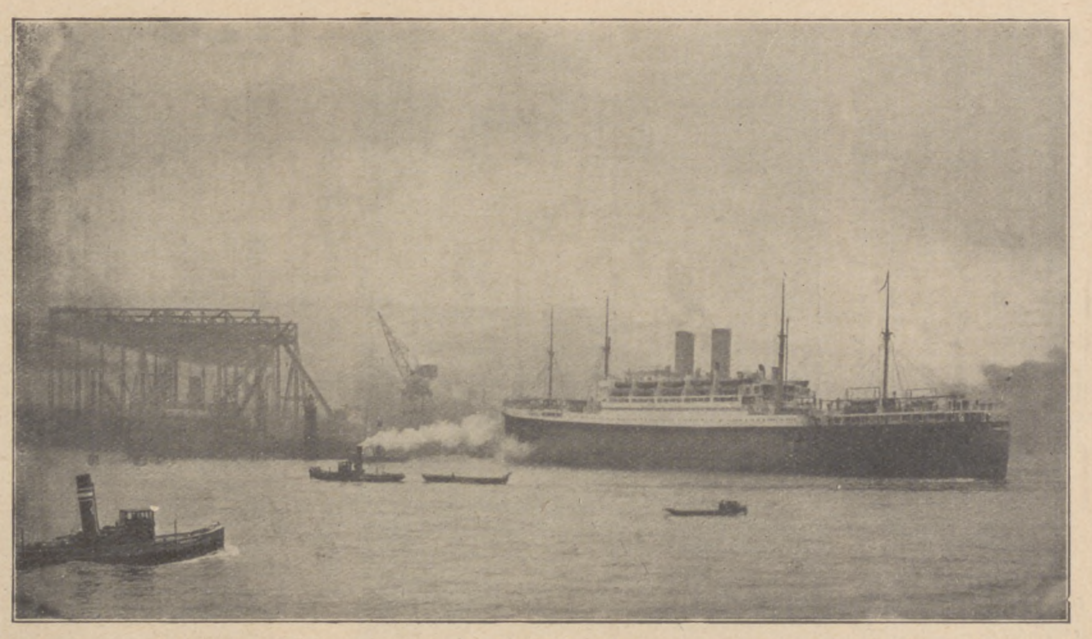
Man ißt es nicht,
Man trinkt es nicht,
Und schmeckt doch gut.

Auflösungen folgen am Schluß des nächsten Bandes.

Das wohnliche Schiff

Von Ernst Trebesius / Mit 8 Bildern

In der internationalen Geschichte des Baues von Schiffen für den Personenverkehr kann man drei Zeitabschnitte unterscheiden. Zuerst verzichtete man fast durchaus auf Einrichtungen, die irgendwie zur Bequemlichkeit für die Reisenden geeignet waren. Später bevorzugte man die „glänzende" Außenseite, die meist überladene Prunkhaftigkeit der großen Gesellschaftsäle und der ersten Klasse. Die Entwicklung der Innenausstattung der großen Schiffe hing eng zusammen mit der Erneuerung der Architektur, die im wesentlichen in der Wiederaufnahme früherer Stile bestand. Erst mit dem um die neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts einsetzenden Wandel des Geschmackes veränderte sich allmählich auch das Aussehen der Schiffsausstattung. Am entschiedensten brach man bei uns mit der Prunkhaftigkeit der Säle und Salone. In neuerer Zeit gehen die Reedereien von dem richtigen Gedanken aus, nicht nur in den beiden ersten Klassen, sondern allen Fahrgästen ein Höchstmaß an Bequemlichkeit und Hygiene zu bieten, damit sie nach Möglichkeit vergessen, für viele Tage von ihrer gewohnten Umgebung getrennt zu sein. Statt der früher gebauten Prunkschiffe mit ihrer nicht selten protzig überladenen Ausstattung der Luxuskabinen und Festsäle, die im schroffen Gegensatz zu den niedrigen, schlechtventilierten und unzureichenden Zwischendecks standen, in dem die Auswanderer zusammengepfercht wurden, stellt man heute wohnliche Schiffe her. Auch in der dritten Klasse sollen dem unbemittelten Fahrgast zur würdigen Überfahrt angemessene Bequemlichkeit und vor allem mustergültige hygienische Einrichtungen geboten werden. Auch im Bau von Schiffen für Personenverkehr tritt nun das



Dampfer „Deutschland“ der Hamburg-Amerika-Linie im Hamburger Hafen.

geschärfte soziale Gefühl, das unsere Zeit auszeichnet, deutlich hervor.

In der richtigen Erkenntnis, daß dauernder Zwang zur Geselligkeit, wie sie die Anhäufung einiger tausend meist einander fremder Menschen auf dem beschränkten Raum eines großen Schiffes bis zu einem gewissen Grad



Dampfer „Deutschland“ der Hamburg-Amerika-Linie, Wohnzimmer.

unvermeidlich macht, für empfindliche Naturen gar leicht geradezu zur Pein werden kann, suchen die Schiffahrtsgesellschaften in letzter Zeit wohnliche Kabinen zu schaffen, in die sich der Fahrgast je nach Stimmung zurückziehen kann. Den Auswanderern, die sich früher im Zwischendeck aufhalten mußten, stehen heute in der dritten Klasse Kabinen zu zwei, vier und sechs Betten zur Verfügung. Die im niedrigen Zwischendeck untergebrachten Fahrgäste wurden früher von den Schiffs-

gesellschaften meist nicht verpflegt und mußten deshalb selber kochen. Jetzt ist das anders geworden. Die Mahlzeiten werden in einem großen, freundlichen Speisesaal von Stewards an weißgedeckten Tischen serviert. Eine genügende Zahl von Wannenbädern ermöglicht allen die nötige Körperpflege. Für lange, leere Stunden, die früher



Dampfer „Deutschland" der Hamburg-Amerika-Linie, Schlafzimmer.

oft so schwer ertragen wurden, steht den Passagieren eine umfangreiche mehrsprachige Bücherei zur Verfügung. Vom Wandel der Auffassungen über die zweckmäßigste Ausstattung der Passagierdampfer hat in neuester Zeit das einstige Zwischendeck, die jetzige dritte Klasse, den größten Gewinn gehabt, und die Bezeichnung „wohnliches Schiff" trifft daher auf die neueren Fahrzeuge der deutschen Reedereien auf alle Klassen ganz zu. — Was Bequemlichkeit und Hygiene betrifft, gehen die

Einrichtungen so weit, daß neuere Schiffe die Beförderungsmittel zu Lande völlig überholt haben. Weder Eisenbahn noch Auto und Luftfahrzeug gewähren während der Fahrt soviel Bewegungsmöglichkeit, so reichlichen Gebrauch von Wasser zu Wasch-, Spül- und Badezwecken, soviel Gelegenheit zu Spiel und Unterhaltung wie ein moderner Passagierdampfer. Seitdem die Konstrukteure der Schiffe ihr Hauptaugenmerk auf reichlichste Luftzufuhr und Abführung der verbrauchten Luft richten, ist auch die typische Schiffsluft, wie sie alten Fahrzeugen noch anhaftet, verschwunden. Auch während stürmischer See, bei Regen und Schneegestöber, wenn alle Fenster und Luken verschlossen sein müssen, wird auch dem empfindlichsten Menschen der Aufenthalt unter Deck durch zweifelhafte oder gar schlechte Gerüche nicht verleidet. Seit man gegen Ende des vorigen Jahrhunderts mit dem bisherigen Typ des Glattdeckschiffes brach und den Dampfern die aus zwei oder drei Etagen bestehenden Deckhäuser gab, die sich über dem Schiffsrumpf erheben, konnten sämtliche Passagierräume mehr nach oben verlegt werden. Diese Bauart ermöglichte auch die Anlage von verzweigten Luftschächten und Korridoren, so daß frische Luft fast allen Teilen des Schiffes unmittelbar zugeführt werden kann.

Neben der Luft spielt auch die Menge des den Passagieren zur Verfügung stehenden Wassers eine wichtige Rolle im Wohlbefinden der Reisenden. Angesichts des unendlichen Ozeans, den die Schiffe durchfurchen, scheint diese Forderung übertrieben, man darf aber nicht übersehen, daß sich das Meerwasser wegen seines hohen Salzgehaltes nur zu Spülzwecken verwenden läßt, während zum Kochen, Trinken, Waschen und Baden nur Süßwasser brauchbar ist. Einer der letzten deutschen neuen

Dampfer „Deutschland“ der Hamburg-Amerika-Linie, Teilansicht des Speisesaals erster Klasse.

Passagierdampfer führt deshalb nicht weniger als zweitausendzweihundert Tonnen Süßwasser auf jeder Reise mit sich. Da für alle Fälle auch noch ein Apparat an Bord ist, mit dem sich zur Not Seewasser destillieren

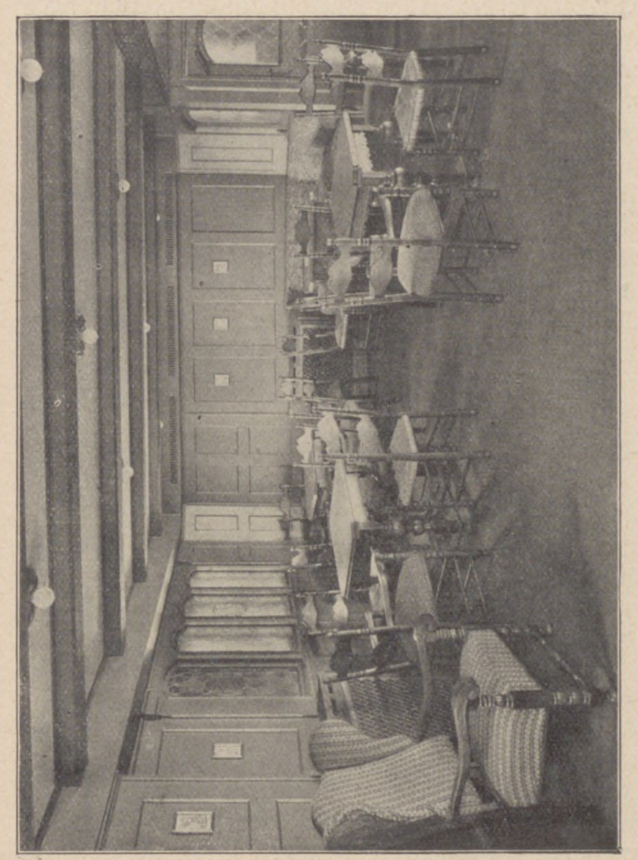


Dampfer „Deutschland“ der Hamburg-Amerika-Linie,
Teilansicht des Speisesaals zweiter Klasse.

und für Genußzwecke brauchbar machen läßt, ist man im Verbrauch an Wasser fast ebenso uneingeschränkt wie in den eigenen vier Pfählen.

Licht und gleichmäßige Wärme sind von großem Ein-

fluß auf das Wohlbefinden der Reisenden. Wo es nur immer durchführbar ist, wird deshalb der Schiffbauer



Dampfer „Deutschland" der Hamburg-Amerika-Linie, Ecke in der Halle zweiter Klasse.

jedem Wohnraum möglichst direktes Tageslicht zuführen. Das ist bei der erwähnten Deckhäuseranlage nicht allzuschwer, da diese neue Bauart erlaubt, mehr nach

außen mündende Fenster anzuordnen, als dies bei den früheren Glattdeckschiffen geschehen konnte. Lichthöfe und Lichtschächte, die bis tief hinab in den Schiffsrumpf reichen, führen auch den inneren Räumen Tageslicht zu. Wichtig ist auch die künstliche Beleuchtung. Hier konnte man erst durch die Anwendung elektrischer Leitungen und das Anbringen von Glühlampen grundlegenden Wandel schaffen, da vorher nur Kerzen oder Rüböllampen gebrannt werden konnten. Petroleumlampen und Spiritusglühlicht konnten aus begreiflichen Gründen nicht überall zur Beleuchtung dienen. Gasbeleuchtung durfte wegen der Gefährlichkeit dieses Brennstoffes an Bord überhaupt nicht eingerichtet werden. So blieb nur Kerze und Rüböl als einzige Lichtquelle übrig. Vor drei Jahrzehnten trat dann das elektrische Licht auch auf den Schiffen seinen Siegeszug an, und heute wird davon in umfassendster Weise Gebrauch gemacht.

Nicht weniger wichtig als die Beleuchtung ist auch die gleichmäßige Heizung aller den Reisenden zur Verfügung stehenden Räume während der kalten Jahreszeit. Die frühere Ofenheizung wurde abgelöst durch die Dampfheizung. In der ersten Klasse werden die Räume elektrisch geheizt.

Mit den Hauptforderungen: Luft, Wasser, Licht und Wärme, sind jedoch die Ansprüche, die in hygienischer Hinsicht an ein modern gebautes Schiff gestellt werden, noch nicht erschöpft. Da die Ansammlung so vieler Menschen auf einem bestimmten Raum zu größerer Geselligkeit nötigt, als man sie auf dem Lande gewohnt ist, so muß den Passagieren Gelegenheit geboten werden, in Stunden selbstgewählter Ruhe, hauptsächlich also während der Nacht, auch ruhen zu können. Dies setzt voraus, daß alle Eigengeräusche des Schiffes mit seinen

Haupt- und unzähligen Hilfsmaschinen und den fortwährend arbeitenden Schrauben auf das Mindestmaß herabgesetzt werden, und daß die Geräusche der anderen



Dampfer „Deutschland" der Hamburg-Amerika-Linie, Teilansicht des Speisesaals dritter Klasse.

Passagiere nicht in die Kabinen gelangen. Ingenieure und Architekten haben hier in gemeinsamer Arbeit dahin gewirkt, daß die Reisenden bei den notwendigen Verladearbeiten in Zwischenhäfen weder durch Geräusche noch

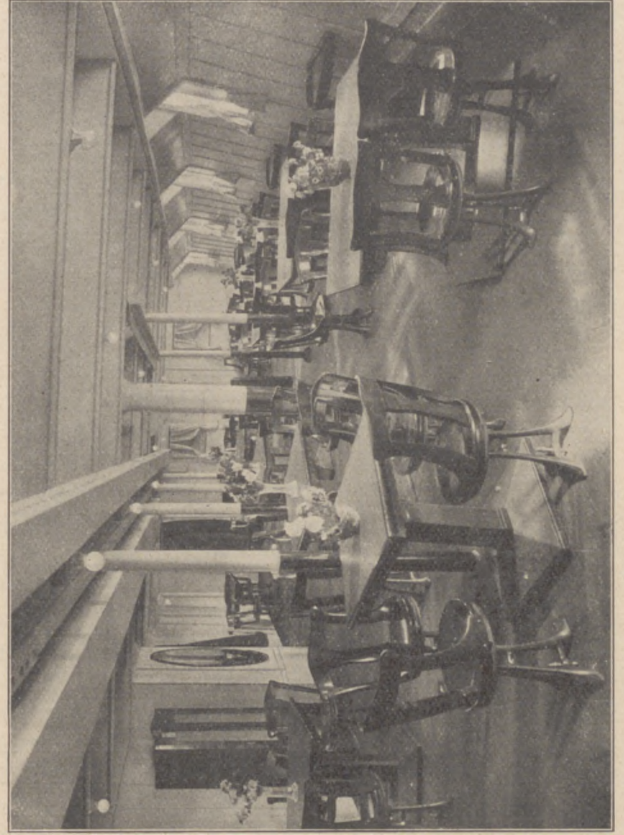
Staub belästigt werden. Gummifliesen und Linoleumbelag der Böden, schalldichte Zwischenwände dämpfen alle Außengeräusche derart, daß der Schlaf nicht gestört wird.

Gesellt sich nun zu allem Angeführten auch noch die schon sprichwörtlich gewordene Reinlichkeit, wie sie auf modernen Passagierdampfern zu finden ist, dann darf man mit Recht behaupten, daß alle hygienischen Forderungen auf einem Schiffe in viel umfassenderer Weise erfüllt sind, als dies bei irgend einem Landbeförderungsmittel der Fall ist. Sorgt doch an Bord eine große Wäscherei und Plätterei dafür, daß alle, auch die übertriebensten Ansprüche, die ein verwöhnter Fahrgast an die Erneuerung der Tisch-, Bett- und Leibwäsche stellt, erfüllt werden können.

Ein Schiffsarzt — auf großen Schiffen sogar zwei bis drei — wacht über die Gesundheit der Passagiere. Während der Fahrt erkrankten Personen stehen ein vollständig eingerichtetes Operationszimmer, besondere Isolierräume, eine Apotheke, kurz alle Einrichtungen zur Verfügung, wie sie zur Krankenpflege und Behandlung nötig sind.

Die Leistungen der neuzeitlichen Schiffshygiene wären unvollkommen, wenn sich nicht dazu noch — wenn auch nicht unmittelbar — seelische Hygiene gesellen würde, die das Wohlbefinden der Seereisenden durch Darbietung eines möglichst weitgehenden Komforts steigert und die unmittelbar wirksamen Einrichtungen der Hygiene damit wirkungsvoll unterstützt. In dieser Hinsicht sind deutsche Schiffahrtsgesellschaften schon seit einigen Jahrzehnten führend gewesen. Die außerordentliche Beliebtheit unserer Schiffe bei den Ausländern, die, sofern es irgend ging, stets die deutschen Schiffe den eigenen vorzogen und auch jetzt wieder zu schätzen beginnen, bestätigt das besser, als alle Worte dies vermöchten.

Um die Wohnlichkeit eines modern gebauten und eingerichteten Passagierdampfers ganz schätzen zu können,



Dampfer „Deutschland" der Hamburg-Amerika-Linie, Damenzimmer dritter Klasse.

braucht man sich nur an Bord eines älteren, kleinen Dampfers versetzt zu denken. Die Kajüte eng, niedrig und düster; ein kleines, rundes Fenster, das nie geöffnet

werden kann, erhellt den Raum höchst mangelhaft. Ventilationsanlagen gibt es gar nicht, oder sie wirken doch nur recht unzureichend. Die Gesellschaftsräume sind klein, niedrig und trostlos nüchtern. An Deck war man allen Unbilden der Witterung ausgesetzt, in engen, gemeinsamen Räumen mußte man sich aufhalten. Empfindlichen Naturen ist eine solche Reise von acht-, zehn- und mehrtägiger Dauer schließlich fast unerträglich geworden. Man kann es verstehen, wenn früher Reisende den Tag, an dem sie wieder an Land gingen, als den schönsten der ganzen Fahrt bezeichneten und geschäftlich Reisende sich zu Seefahrten nur in den dringlichsten Fällen entschlossen.

Auf Grund solcher Erwägungen schufen die großen Gesellschaften die neuen Schiffe, auf denen dem Reisenden nie das Gefühl des „Nur-befördert-Werdens" lästig fällt. Deshalb bietet man den Passagieren außer den erwähnten Einrichtungen alle sonst an Land gebotenen Anregungen. Wer lesen, sich bei leichter Lektüre unterhalten oder unterrichten will, findet Gelegenheit dazu in einer reichhaltigen Bibliothek. Eine täglich erscheinende Bordzeitung mit den neuesten Nachrichten aus aller Herren Ländern, gute Künstlerkonzerte, ein Bordkino und Rundfunk stehen zur Verfügung. Da auch die Seekrankheit durch die heutige Länge der Passagierdampfer so ziemlich gebannt ist und die Schiffbauer durch Einbau der Frahmschen Schlingertanke dafür sorgen, daß das Stampfen des Schiffskörpers nicht über ein erträgliches Maß hinausgeht, so hat das Reisen zur See nicht nur alle früheren Schrecken verloren, sondern man bezeichnet die heutigen Ozeandampfer geradezu als „schwimmende Sanatorien".

Was man von der Verdauung wissen muß

Von Professor Dr. Heinrich Kraft

Soll die Küche ihre Aufgaben für unsere Ernährung richtig lösen, so ist dafür die Kenntnis der Verdauungsvorgänge, ihres regelrechten Ablaufes, ihrer Beeinflussung durch die einzelnen Speisen unerläßlich.

Wie kommt's, daß das eine Mal das Essen nicht rutschen will, ein anderes Mal, wenn wir's nur riechen oder sehen, uns das Wasser im Munde zusammenläuft? Geruch- und Gesichtsinn stehen auf dem Weg des sympathischen Nervensystems im Zusammenhang mit den Speicheldrüsen, die auf einen zusagenden Reiz, wenn uns etwas „in die Nase, in die Augen sticht", mit einem Beginn der Absonderung ihrer Säfte antworten. Kommt dazu dann das Schmecken und der mechanische Kauakt, so wird die Speichelmenge noch gemehrt.

Dadurch wird uns nicht bloß mit dem schleimig-wäßrigen Speichelsaft das Mittel geliefert, das den Bissen „rutschen", „gleiten" läßt, ohne das er uns „im Munde klebt", „im Halse stecken bleibt", er enthält vielmehr auch einen wichtigen Spaltstoff, das Ptyalin, das die Aufgabe hat, die an sich unlösliche Stärke der Kartoffel, des Brotes, der Körnerfrüchte und dergleichen durch „Vermälzung", Umwandlung in löslichen Malzzucker verwertbar, verdaulich zu machen. Man mache den Versuch mit einem Stück trockenen Schwarzbrotes, kaue das vierzig- bis sechzigmal recht gut durch, und man wird zu seiner Überraschung finden, wie es allmählich einen höchst angenehmen, süßlichen Geschmack annimmt, der sich durch den Vermälzungsprozeß schon im Munde unserer Zunge deutlich kundtut.

Wir vollziehen bei solch gründlichem Kauen einen

überaus wichtigen Teil der Verdauungsarbeit. Mit unseren Zähnen, die teils zum Schneiden (Vorderzähne), Reißen (Eckzähne) und Mahlen (Backzähne) dienen, erfüllen wir nicht bloß die Aufgabe des mechanischen Zerkleinerns fester Speiseteile, damit die Vergrößerung ihrer Oberfläche und somit der Angriffsfläche für die chemische Umwandlung durch die verschiedenen Verdauungsäfte, wir ermöglichen da zunächst die gründliche Durchspeichelung zur Formung eines schluckbaren Bissens. Reichlich dabei abgesonderter Speichel des Gesunden stumpft durch seine laugigen Bestandteile zugleich die Säuren eingeführter Speisen ab, was für den Zahnbestand so bedeutsam ist wie die mechanische Wirkung des Kauens für die Erhaltung seiner Festigkeit.

Gleichzeitig ruft der Kauakt die vorbereitende Absonderung des Magensaftes hervor, so daß der aus dem Schlund durch die Speiseröhre in den Magen, diese weichwandige, elastische Mischretorte, hinabgleitende Bissen hier bereits weitere zu seiner Verarbeitung und Aufspaltung nötige Stoffe antrifft. Ein hastig verschluckter Bissen findet weder hier noch in einem weiteren Teil der Verdauungswege ein Organ, das seine gründliche Zerkleinerung und damit die völlige Erschließung durch die Verdauungsäfte bewirken könnte; und die weitgehende Zerkleinerung etwa in der Küche ist kein Ersatz für die sekretionsanregende Wirkung des gründlichen Kauens. „Gut gekaut ist halb verdaut!" Zudem bewahrt richtiges Kauen vor einem Übernehmen beim Essen, wie wir's vom Schlinger kennen, der an seinen Verdauungsbeschwerden nicht unverdient leidet.

Der in den Magen gelangte Speisebrei wird so verteilt, daß die zuerst genossenen Speisen an die Magenwandung gelangen, während die nachverzehrten zunächst

die Mitte der Speisemasse bilden. Das wissen wir aus der Tatsache, daß beim baldigen Erbrechen nach Genuß verschiedener Speisen diese ziemlich getrennt zum Vorschein kommen. Bei schwachsaurer Reaktion des Magensaftes vermag das Ptyalin seine stärkespaltende Wirkung weiter auszuüben. Der von den Schleimzellen der inneren Magenwand (Schleimwand) gebildete Schleim wirkt wie der aus der Mundhöhle nur mechanisch, einhüllend, gleitfähig machend.

Die wohl aus den Belegzellen der Magendrüsen stammende Salzsäure wirkt einerseits gärungs- und fäulniswidrig, bringt anderseits das Kasein, den Eiweißstoff der Milch, zur Gerinnung. Außerdem wandelt sie das in den Hauptzellen der Magendrüsen enthaltene Propepsin in das eigentliche Pepsin um, ein wichtiges Ferment, das mit Hilfe der Salzsäure die meist überaus kunstvoll aufgebauten, großen Eiweißmoleküle in kleinere, zunächst Albumosen und weiter in Peptone spaltet und so unlösliches und geronnenes Eiweiß in lösliche Teilformen überführt.

Außer dem Pepsin liefern die Magendrüsen das Labferment, das die Milch in zwei Teile zu trennen vermag, in das mit Fett vermengte, ausgeflockte Kasein und das flüssige Milchserum, in dem das lösliche Molkeneiweiß, der Milchzucker, Zitronensäure, Mineralsalze enthalten sind. Ferner geben die Drüsen des Magengrundes ein fettspaltendes Ferment (Steapsin), das die bereits emulgierten Fette (wie das Milchfett) zum kleineren Teil in Glyzerin und Fettsäuren zerlegt. Haben wir so den nötigsten Überblick über die Magenverdauung gewonnen, so gilt es noch, uns einige weitere Erkenntnisse darüber anzueignen. Nicht alle Nahrungstoffe beeinflussen die Absonderung der verschiedenen Bestandteile des Magen-

saftes gleichmäßig: wir wissen, daß die Extraktivstoffe des Fleisches die Saftsekretion erhöhen, Fette sie hemmen, daß Milch gegenüber Brot und Fleisch die geringere Verdauungskraft des Magensaftes und die kürzeste Sekretionsdauer bewirkt, daß Kochsalz wohl die Saftmenge steigert, aber die Verweilzeit verlängert und den Fermentgehalt verringert, daß Alkohol (bis 10 Prozent) bei Fleischgenuß die Magensaftsekretion und ihre Geschwindigkeit erhöht, aber die Verdauungskraft etwas verringert und hemmend nachwirkt.

Betrachten wir einen Magen mit entsprechender Füllung im Röntgenbild, auf dem Durchleuchtungschirm, so finden wir eine rhythmisch vom Mageneingang nach dem Ausgang zu verlaufende, wurmförmige Bewegung mit periodischer Sackbildung vor dem Magenpförtner und entsprechender Entleerung dieses Sackinhaltes nach dem Zwölffingerdarm. Die Geschwindigkeit, mit der die Leerung des Magens erfolgt, die „Magenverdauung" sich beendet, ist nach der Zusammensetzung der Speisen und ihrer dargereichten Menge recht verschieden. Wenn in Kriegszeiten so viel geklagt wurde, das fettarme Essen halte nicht vor, so beruhte das zum guten Teil, abgesehen von ungenügender Mengenzufuhr, darauf, daß eben das die Magenverdauung verlangsamende Fett fehlte, das Essen mehr und mehr den Charakter „magerer Suppen" annahm, die allzu rasch durch den Magen gingen und mit der Magenleere das Hungergefühl aus „leerem Magen" entstehen ließen.

Dauer der Magenverdauung

1 bis 2 Stunden für
100 g Ei, weich.
100—200 g Wasser rein, Milch gesotten.
200 g Tee, Kaffee, Kakao, ohne Zutat.
200 g klare Fleischbrühe.
200 g leichte Weine, Bier.

200 g Peptone in Wasser.
220 g kohlensaures Wasser.
250 g Milchkaffee mit Zucker.
500 g Sauermilch, gequirlt.

2 bis 3 Stunden für

50 g Albertbiskuite.
70 g Brezel, Zwieback, Weißbrot.
72 g Austern, roh.
100 g Ei, roh, hart, als Rührei oder Omelette.
100 g Rindfleischwurst.
150 g Blumenkohl, Spargel, gesotten.
150 g Blumenkohlsalat.
150 g Salzkartoffeln, Kartoffelbrei.
150 g Kirschen, roh oder gekocht.
200 g Kaffee mit Sahne.
200 g Kakao mit Milch.
200 g Malaga, Ofner Wein.
200 g Schellfisch, Stockfisch, gesotten.
200 g Hecht, Karpfen, gesotten.
250 g Kalbshirn, Kalbsbries, gesotten.
300—500 g Wasser, Bier, gekochte Milch.

3 bis 4 Stunden für

72 g Kaviar, gesalzen.
100 g Lenden-, Kalbsbraten, warm oder kalt.
100 g Beefsteak, warm oder kalt, roh geschabt.
150 g Weißbrot, Schwarzbrot, Schrotbrot.
150 g Albertbiskuite.
150 g Kartoffelgemüse, gesottenen Reis.
150 g Kohlrabi, Spinat, Möhren, gesotten.
150 g Gurkensalat, Radieschen, roh.
150 g Äpfel.
160 g Schinken, roh oder gekocht.
195 g Taube, gebraten.
200 g Rheinsalm, gesotten.
200 g Bücklinge, geräuchert.
200 g Neunaugen in Essig.
230 g junges Rebhuhn, gebraten.
230 g junges Huhn, gesotten.
250 g Rindfleisch, roh, gekocht.
250 g Kalbsfuß, gesotten.
260 g junge Taube, gesotten.

4 bis 5 Stunden für

100 g Rauchfleisch in Scheiben.
150 g Linsen als Brei.
150 g Schnittbohnen, gesotten.
200 g Salzhering.
200 g Erbsbrei.
210 g Taube, gebraten.
240 g Rebhuhn, gebraten.
250 g Rindszunge, geräuchert.
250 g Hase, Gans, gebraten.
250 g Rindfleisch, Beefsteak, gebraten.
280 g Ente, gebraten.

Die vorstehende Tabelle der Magenverdaulichkeit einzelner Speisen — nicht zu verwechseln mit ihrer Gesamtverdaulichkeit! — gibt nach den Aufstellungen von Penzoldt und Stintzing und Kästle einen lehrreichen Einblick in diese Frage. Wenn Wulach feststellte, daß 200 Gramm Grießbrei den Magen in zweieinhalb bis drei Stunden verlassen, 200 Gramm Fett dagegen in sieben bis achteinhalb Stunden, so verstehen wir, warum jener Brei als leichtverdaulich, ein fetter Gänsebraten dagegen als schwerverdaulich bezeichnet wird, jener nur kurz, dieser aber lange „vorhält", gar „schwer auf dem Magen liegt". Darum ist es besser, Fett bei den kleineren Mahlzeiten zu genießen, die dann länger vorhalten, während es bei großen Mahlzeiten eine ungünstige Verlangsamung der Verdauung bewirken kann, die den Magen bis zur nächsten Nahrungsaufnahme noch nicht mit der vorigen Arbeit fertig sein und durch den dann gestörten Ablauf des regelrechten Verdauungschemismus „Indigestionen", üble Magen- und Darmstörungen auftreten läßt.

Folgen wir nun dem weiteren Vorgang der normalen Verdauung beim ruckweisen Speisebreiübertritt in den Zwölffingerdarm, so haben wir hier den Zutritt der Galle von der Leber her, des Bauchspeichels aus der Bauchspeicheldrüse. Beide fördern durch die Verseifung des Fettes, seine Verteilung in feinste Tröpfchen dessen Verdaulichkeit. Der Bauchspeichel vermag die Umwandlung der Stärke in den löslichen Traubenzucker zu vollziehen, der in den Blutgefäßen der Darmwandung aufgesaugt und als Brennstoff im Körper verteilt, insbesondere aber durch die Pfortader nach der Leber und weiterhin nach den Muskeln befördert, an diesen beiden Lagerstätten zu einem

wesentlichen Teil als Muskelzucker (Glykogen) aufgestapelt wird, als nächst verwendbare Heizreserve unseres Körpers.

Das durch die Verseifung des Fettes besser angreifbar gewordene Eiweiß wird durch den Bauchspeichel unter Einwirkung des Darmsekretes in eine dem Körper angepaßte einfachste Form (Aminosäuren) abgebaut und kann so, in der Darmschleimhaut aufgenommen, durch den Blutkreislauf den Körperzellen zugeführt werden, die ihn in dieser einfachsten Form teils als Heizstoff verwerten, teils als Baustoff für das art- und zelleigene Eiweiß benutzen, von dem es nach Abderhalden Billiarden von Varietäten gibt.

Das in feinste Tröpfchen verseifte Fett endlich gelangt durch die Darmzotten in die Lymphbahnen und in diesen gesammelt mit der Lymphe in die Halsvene, wo es dem Blut zur Weitergabe an alle von ihm durchspülten Teile beigemengt wird.

Der laugige Dünndarmsaft vermag die Wirkungen, die das Eiweiß- und das Stärkeferment des Bauchspeichels auslösen, zu steigern, auf ihre Höhe zu bringen.

Im Dickdarm erfolgt dann vollends die Eindickung und Ballung der Nahrungsteile, deren restlose Verarbeitung den Verdauungsorganen auf dem Weg vom Mund bis dahin — auch den im Darm mittätigen Bakterien und Kokken — nicht geglückt ist, sei's, daß sie dem Körper nicht zusagende, durch ihn nicht verwertbare Stoffe darstellen, wie die Holzfaser- (Zellulose-) Stoffe in Obst, Gemüse und Getreideprodukten, sei's, daß in Küche und Mund ihre Vorbereitung und Erschließung nicht naturgemäß erfolgte. Dazu kommen dann noch Stoffwechselprodukte, die durch die Dickdarmschleimhaut ausge-

schieden werden, massenhaft Bakterien und Kokken, die, zumal in den unteren Darmpartien, reichlich zur Entwicklung kommen, in gesunden Tagen in friedlichem Zusammenleben mit dem „Wirt und Gastgeber".

Die mikroskopische Untersuchung, bei „Schlingern" ja oft schon das bloße Auge, läßt erkennen, was an unverdauten, in Küche, Mund, Magen und Darm nicht richtig verarbeiteten Speisen unverwertet den vierundzwanzigstündigen, auch längeren Weg durch den menschlichen Verdauungskanal zurücklegte.

Aber von dem, was im Körper zur Aufnahme kam, ist damit nicht gesagt, daß es glatt verdaut wurde. So enthalten die 250 Gramm Kalbsbries, die als für den Magen leicht verdaulich gelten, ihn schon binnen drei Stunden verlassen haben, mit ihrem einen Gramm Purinbasenstickstoff dessen eine Menge, die beim gichtisch Veranlagten den schönsten Gichtanfall auslösen kann, an dem er lange zu „dauen" hat. Erst mit der endgültigen Verarbeitung im Stoffwechsel ist die Verdauung der Speisen wirklich vollendet: das Heer der Stoffwechselkranken besagt uns, daß in diesem nicht minder wesentlichen Teil der Verdauung nur allzu viele Körper versagen, teils aus mangelhafter Organisation, noch mehr aber aus falscher Ernährung, die auf die Dauer zu konstitutionellen, schwer, oft gar nicht zu beseitigenden Schädigungen führt.

Aus „Gesunde Küche". Ein Lehrbuch richtiger Ernährung und Speisenbereitung von Professor Dr. Heinrich Kraft und Frau Helene Kraft. („Bücher der Frau", Bd. 9/10, Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart.)

Die Rhön-Segelflüge des Jahres 1924

Von Richard Olbrich / Mit 6 Bildern

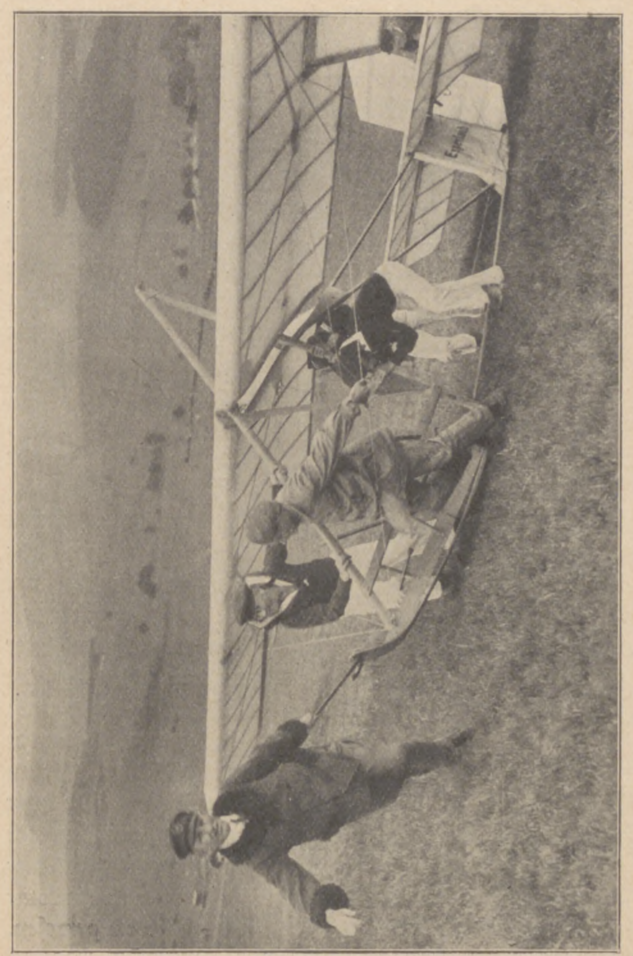
Seit dem Jahre 1920, als auf der Wasserkuppe in der Rhön die ersten motorlosen Segelflüge veranstaltet wurden, haben wir unsere Leser in jedem Jahr über den Verlauf der weiteren Wettbewerbflüge in diesem Gelände unterrichtet. Wer sich nachträglich einen Überblick über die errungenen Erfolge verschaffen will, sei auf die früheren Aufsätze in unserer „Bibliothek" verwiesen*.

Leider bringt man in der Öffentlichkeit den Rhönwettflügen nicht das Interesse entgegen, das diese Unternehmungen verdienen. Man hält diese jährlich wiederkehrenden Flüge für einen Sport! Das ist verkehrt! Weil die Rhönflüge mit Sport im gewöhnlichen Sinne gar nichts gemein haben, sondern zu ernstlichen Studienzwecken dienen, kommt es dort nicht zu sportlicher „Aufmachung", die mit Effekten zu blenden sucht. Man muß deshalb ausländische Stimmen hören, um zu ermessen, wo der Schwerpunkt dieser Veranstaltungen zu suchen ist. So schrieb Ende August 1924 der Sonderberichterstatter des französischen „Intransigeant", daß, wenn in diesem Jahre auf der Wasserkuppe keine neuen Rekorde aufgestellt worden seien, dies ausschließlich darauf zurückzuführen wäre, daß es sich dabei nicht um sportliche Veranstaltungen oder in erster Linie um Wettbewerbe, sondern vor allem um wissenschaftliche Laboratoriumsversuche im Freien handle, die geradezu „beunruhigende Fortschritte der deutschen Luftfahrt" gezeitigt haben. Der Berichterstatter spricht mit unverhohlener Bewunderung von den unerwarteten und

*) Vergleiche: Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens, Jahrgang 1921, Bd. 12; 1922, Bd. 3; 1923, Bd. 13, Seite 151 bis 161; 1924, Bd. 3.

außergewöhnlichen Leistungen der diesjährigen Rhönflüge und erwähnt insbesondere die bewundernswerte Konstruktion des Eindeckers von Espenlaub und des Zweideckers Breslau sowie eines von dem fünfzehnjährigen Schüler Peter Riedel konstruierten Apparates, dessen Leistungen überraschend gewesen wären. Der Franzose faßte das Ergebnis seiner Eindrücke in folgender Weise zusammen: die Veranstaltung auf der Wasserkuppe böte den doppelten Vorteil, daß sie nicht nur eine Schule für die Rekrutierung und Ausbildung der Flugzeugführer sei, sondern daß sie vor allem auch den Konstrukteuren eine Fülle von Anregungen böte, die nicht nur dem Sportflugzeug zugute kämen, sondern auch der Herstellung von Jagd- und Bombardierungsapparaten neue Wege weise. Man müsse gestehen, daß die Richtung, in welche die deutsche Luftfahrt durch die einschneidenden Bestimmungen des Versailler Vertrags gedrängt worden sei, sich für Deutschland außerordentlich günstig erwiesen habe, und man setze die französischen Aviatiker keineswegs herab, wenn die Frage gestellt werde, welcher ihrer Konstrukteure imstande sei, einen Apparat herzustellen, der mit einem Motor von nur 75 Pferdestärken und einer Belastung von vier Personen einen Aktionsradius von 550 Kilometer bei einer Stundengeschwindigkeit von 140 Kilometer aufzuweisen habe. Das sei die tatsächliche Rekordleistung einer von der Firma Fokker hergestellten Maschine, die dem außerordentlichen Fortschritt der deutschen Flugtechnik das glänzendste Zeugnis ausstelle.

Bei den Flügen des Jahres 1920 waren nur wenige Apparate auf die Wasserkuppe gekommen. Seitdem steigerte sich die Teilnahme an den „Laboratoriumsversuchen", die im Freien stattfanden, und am 13. August 1924 lagen bereits Anmeldungen von etwa achtzig Ma-

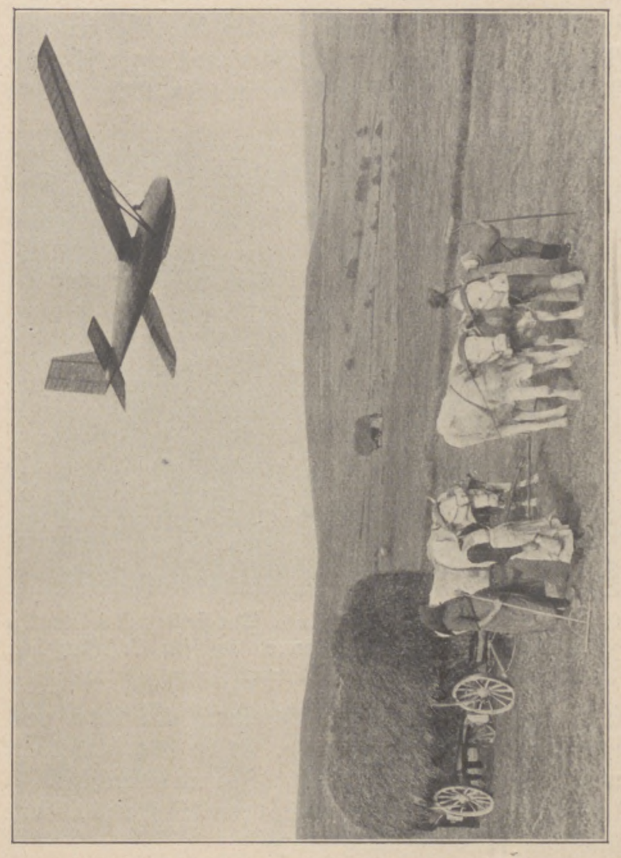


Vom Rhön-Segelflug-Wettbewerb 1924. Matrosen helfen eine Maschine zum Start bringen.

schinen vor. Darunter waren folgende Städte vertreten: Aachen, Berlin, Charlottenburg, Köthen i. A., Darm-

stadt, Halle, Hannover, Königsberg und das Wuppertal; aus Süddeutschland: Baden-Baden, Bamberg und Würzburg. Wer die Rhön im Jahre 1920 besucht hat und sich der primitiven Unterkunftseinrichtungen von damals erinnert, wird heuer über die Fortschritte überrascht gewesen sein, die sich dort vollzogen hatten. Unterhalb des auf dem Wasserkuppengipfel erbauten Schutzhauses, östlich des Kuppenhanges, gelangt man nach etwa anderthalb Stunden an das Ziel der Wanderung: das „Fliegerlager". Im „Flieger-Ring-Haus", in festen Wohnbaracken und in fünfzehn großen Flugzeugzelten standen Feldbetten mit sauberer Wäsche, die von Gönnern der Rhönflüge für die ganze Dauer der Veranstaltung überlassen wurden, zur Verfügung für die Flieger und einen Teil der Hilfsleute. In einer Lagerküche wurde in vier großen Kesseln das Essen für alle Teilnehmer bereitet, die allmählich auf fast vierhundert Personen anstiegen. In einer kleinen Schonung, vom großen Trubel fern, liegt das Geschäftszimmer der Oberleitung. Eine Posthilfstelle mit Fernsprecher und Telegraph ist vorhanden; eine Lichtanlage, die Wetterwarte und eine drahtlose Station zum Aufnehmen der Wetterberichte und Senden wichtiger Meldungen. Der Meßtrupp- und Wetterdienst sowie der Funkdienst wurden von Assistenten und Studenten des Meteorologischen und Physikalischen Instituts der Frankfurter Universität versehen. Und diese und alle mögliche andere Arbeit wurden von jugendfrischen, opferbereiten Leuten freiwillig und ohne Entgelt geleistet. Mehrere Lagerärzte sind für alle vorkommenden Fälle zu ehrenamtlichem Dienst bereit gewesen. Idealismus ist überall am Werk, einer großen Idee zu dienen. Und das ist erfreulich; denn was eine Gemeinschaft zu leisten vermag, die nicht nur auf sportliche

Effekte ausgeht, sondern ernste Probleme verfolgt, wird und muß Früchte tragen. Freuen wir uns, solche Jugend zu



Pilot Otto (Darmstadt) in dem motorlosen Segelflugzeug „Margarete" beim Flug über das Rhöntal.

haben, die sich selbstlos in den Dienst der Wissenschaft stellt!

Es ist leider behauptet worden, daß auf der Wasserkuppe nur Söhne reicher Eltern „geduldet" seien. Das

entspricht durchaus nicht den Tatsachen. Im Gegenteil waren es meist mittellose Flieger und technische Hochschüler, die unter größten persönlichen Opfern Leistungen vollbrachten, um die man uns im Ausland beneidet. Mit Recht schrieb deshalb ein Teilnehmer der diesjährigen Rhönflugwochen, daß diese wertvollen Bestrebungen

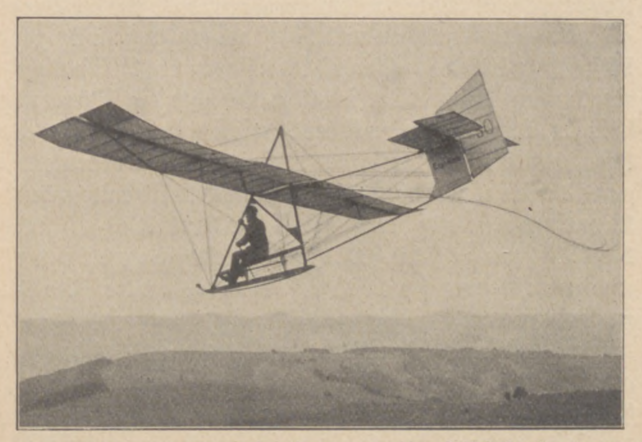


Ernst Udet auf „Kolibri" im Fluge. Udet stellte mit 4 Stunden 39 Minuten einen neuen Weltrekord auf für Segelflugzeuge mit Hilfsmotor.

immer noch viel zu wenig Beachtung und leider noch weniger Unterstützung fanden. Es ist aber unbedingt nötig, daß dem Streben deutscher Jugend weiterhin reichliche Unterstützung zuteil wird, denn die Flugprobleme sind noch nicht endgültig gelöst.

Zum diesjährigen Rhön-Segelflug-Wettbewerb waren zum erstenmal auch Flugzeuge mit Hilfsmotoren zugelassen, das heißt schwachen Motoren, die nur den

Start und das Steigen der Segelflugzeuge unterstützen sollten. Die Forderung lautete: Luftströmungen sollen möglichst weitgehend ausgenützt, also gesegelt werden. Statt die Zahl der Pferdekräfte der Maschinen festzusetzen, galt als ausschlaggebend das Gewicht, um damit den Leichtbau der Motoren anzuregen.



Der Tischler Espenlaub in einem von ihm selbst konstruierten Segelflugzeug.

Nach diesen Wettbewerbsbedingungen durften also Hilfsmotoren von etwa fünf bis fünfzehn Pferdekräften verwendet werden, also weit weniger, als sonst für Kleinmotorflugzeuge von dreißig bis fünfzig oder gar siebzig Pferdekräften in Betracht kommen. Auch aus diesen Vorschriften erhellt, daß es sich bei den Rhönwettflügen nicht um Sport handelt, sondern um Veranstaltungen, deren Zweck und Ziel ist, „unter Zusammenarbeit von Fachleuten der Theorie und Praxis durch Versuchsflüge im großen Maßstab zur Weiterentwicklung der Flugzeuge

und zur Bereicherung flugwissenschaftlicher Kenntnisse und Forschungen beizutragen".

Da man also keinesfalls auf „Reklameflüge" und „Rekordleistungen", kurz gesagt: auf „Effekt" eingestellt war, ist begreiflich, daß die Bedingungen zur Gewinnung von Preisen verhältnismäßig schwer gewesen sind. In der Tagespresse ist leider versäumt worden, diese für die Veranstaltung wesentlichen und höchst wichtigen Punkte gebührend zu betonen. Soweit man sich in der Presse nicht nur darauf beschränkte, sachliche Berichte der Flüge zu bringen, konnte man auch heuer wie im Vorjahr wieder lesen, daß die Erfolge in der Rhön nicht sehr bedeutend gewesen seien. Es muß also hier nochmals entschieden betont werden: auf der Wasserkuppe handelt es sich um die Lösung flugtechnischer Probleme und nicht um sportlich blendende Vorführungen.

Von diesem Standpunkt aus gesehen, wirkte es durchaus nicht drückend, wenn man las, daß eine Reihe von Preisen nicht verteilt werden konnten. Jedenfalls ist in der Zeit vom 15. August bis 1. September 1924 wieder gezeigt worden, daß man ein Wesentliches weiter gekommen ist. Daß unter den Preisträgern bekannte Flieger und Konstrukteure aus den Vorjahren im Vordergrund standen, beweist nur, daß zur Lösung der schwierigen Aufgaben von vornherein die erfahrensten Teilnehmer am meisten Aussicht auf Erfolg haben konnten. Dann darf nicht vergessen werden, daß die Witterung überaus ungünstig gewesen ist; nur drei oder vier Tage waren einigermaßen günstig und auch diese nur stundenweise.

In der Gruppe Segelflugzeuge mit Hilfsmotor erhielt den ersten Dauerpreis von 2000 Mark das Flugzeug „Kolibri", Führer Udet, der auch den ersten



Der bekannte Segelflieger Martens in seinem Flugzeug „Moritz“ kurz vor der Landung.

Zielflugpreis für Einsitzer errang. Anerkennungsprämien wurden zuerkannt dem Flugzeug „Habicht“, Führer Blume, und dem Führer Martens mit „Windhund“. Im Höhenpreis siegte „Kolibri“ mit Udet über das Flugzeug „Roter Vogel“ (Bäumer).

Für Fernsegelflüge erhielt „Konsul" mit Führer Otto den ersten Preis; den zweiten Führer Kegel mit „Roemryke Berge", den dritten Preis „Moritz" mit Martens. Den ersten Preis für Zweisitzer mit größter Flugdauer erflog der Führer Otto auf „Margarete".

Beachtenswert waren die Zielflüge der Kleinmotorapparate nach Kissingen, Udets Fünfstundenflug und die meisterhaften Segelflüge von Otto auf dem „Konsul" und von Martens mit „Moritz". Erstaunlich war es, wie diese kleinen Fahrradmotoren die Flugzeuge durch die Luft zogen. Udet erwies sich auf dem „Kolibri" als verwegener Flugkünstler. Er strich dicht an den Hängen hin, schnellte dann plötzlich hervor und zeigte sich überaus sicher und gewandt in der Beherrschung seines kleinen Apparates. Udet überbot den durch Farman in französischen Besitz geratenen Dauerrekord mit einem Fluge von 4 Stunden 39 Minuten und den bisherigen französischen Weltrekord für Leichtflugzeuge um 25 Minuten.

Unter vielen andern beachtenswerten Leistungen verdient der Flug der „Margarete" der Darmstädter Gruppe, die außer dem Führer Papenmeyer vom Flugwissenschaftlichen Forschungsinstitut der Technischen Hochschule Hannover mit noch zwei Passagieren besetzt war. Dieser Flug ist eine Leistung, die im motorlosen Flugzeug bis jetzt einzig dasteht.

Am letzten Tag zogen Tausende von Männern und Frauen zum Fliegerdenkmal auf der Wasserkuppe, um der Männer zu gedenken, die ihr Leben für Deutschlands Luftgeltung eingesetzt hatten. Zu dieser Fliegergedenkfeier waren die Spitzen der Behörden sowie die Flieger- und Luftfahrtverbände erschienen. Die würdige Feier schloß mit dem alten Soldatenlied: „Ich hatt' einen Kameraden ..."



Flugzeug „Roemryke Berge„ des Niederrheinischen Vereins für Luftfahrt. Der schlanke Apparat schoß gleich einem Lufttorpedo mit hoher Geschwindigkeit über die Landschaft.

Während der leider durch die ungünstige Witterung so schwer behinderten Flüge fanden vor dem „Technischen Ausschuß" Abnahme- und Zulassungsflüge statt, Führerprüfungen wurden abgelegt und Prämienflüge erledigt. Das Ergebnis zeigte, daß neben den bewährten und bekannten Führern in hohem Maße auch die Arbeiten und persönlichen Leistungen unserer jungen und jüngsten Segelflieger, unseres hoffnungsvollen Nachwuchses, würdige Anerkennung fanden.

Nach Beendigung der Rhönflugwochen hatte man den Eindruck gewonnen, daß sowohl flugtechnisch als auch konstruktiv gegenüber dem Vorjahr große Fortschritte zu buchen sind, die sich erst weiterhin noch auswirken werden.

Da in den Fliegerschulen auf der Wasserkuppe weiter gearbeitet wird, kann mit Gewißheit erwartet werden, daß auch das Jahr 1925 in der Rhön nicht ergebnislos bleiben wird. In unserer schweren Zeit, in der durch weitgehende Verarmung die Unterstützung bedeutender Bestrebungen leider nicht so ist, wie es erwünscht wäre, erstehen hoffentlich und trotz aller Nöte den um Erfolg ringenden Fliegern wohlmeinende Förderer. Wir dürfen nicht ruhen und rasten, uns nicht damit vertrösten, daß die Not erfinderisch macht. Sie drückt auch nieder und verhindert manchen Mittellosen, ein sehnlich umworbenes Ziel zu erreichen.

Die kleine Diplomatin

Humoreske von Otto Behrend

Der alte Kapitän Groth, der sich in einem schmucken Häuschen bei Hamburg zur Ruhe gesetzt hatte, ließ seinen schweren Körper mit einem dumpfen Seufzer in den schwarzledernen, hochlehnigen Großvaterstuhl am Fenster niederfallen. Er war doch schon recht steif in den Gliedern. Nun sah er zunächst ein Weilchen zwischen den blütenweißen Gardinen und den Geraniumstöcken auf dem weißgestrichenen Fensterbrett hinaus auf den breiten Elbstrom, wo ein Fischerewer, raumen Wind im braunen Segel, langsam im Sonnenschein dahinzog.

Es klopfte. Der Alte wandte den Kopf und rief: „Rein."

Ein blonder junger Herr trat ein. „Tag, Onkel."

„Tag, Theo. Nett, daß du dich mal wieder sehen läßt."

Neffe und Onkel schüttelten sich kräftig die Hand.

„Nu setz' dich man, mein Jung, und steck' dich 'ne Zigarre an — da auf'm Sekretär stehen welche."

„Danke, Onkel, ich bin so frei," antwortete der Student.

„Mach' man nich immer so'ne gelehrte Redensarten — lang' lieber zu."

„Soll ich dir auch eine bringen?"

„Nee — ich smök lieber mein Piep," sagte der Alte, „das bin ich so gewöhnt nach Tisch."

Er nahm aus seiner Westentasche den kurzen, braungebrannten, schon gestopften Tonstummel und schob ihn bedächtig zwischen die Zähne.

Indem kam, ein Liedchen trällernd, das Töchterchen herein. „Hier hast du Feuer, Vater," rief sie, die Melodie unterbrechend, rieb ein Zündholz an und huschte, die Flamme mit der Hand schützend, zum Vater.

„Verbrenn' mich man bloß nich die Nase, Kind — paß' doch en büschen auf," knurrte der Kapitän, paffend

den Tabak in Brand setzend. „So, nu kannst du dich mit Theo aufs Sofa setzen und klönen, und ich dussel dabei so sachte ein."

Marie rückte dem Vater noch die gestickte Schlummerrolle zurecht und zog dann, weitersingend, den Vetter auf das bequeme Roßhaarsofa, über dem eingerahmte Photographien hingen.

Als der Vater wieder erwachte, stand Marie auf. „Ich will nu man schnell den Kaffee aufgießen," sagte sie, „und dann geh' ich mit Theo ein büschen spazieren."

„Das tut man, Kinder — es is so schön Wetter heut, und ich nehm's Fremdenblatt, ich hab' noch genug zu lesen."

Bald stand die braune Kaffeekanne auf dem Tisch, ein Teller mit Gebäck dazu, Vater erhielt seinen Teil ans Fenster; Marie und Theo saßen wieder auf dem Sofa.

Wer das hübsche Gesicht der kleinen, flinken Marie aufmerksam beobachtet hätte, würde bemerkt haben, daß es schon eine ganze Weile recht nachdenklich aussah. Ab und zu zuckte dabei ein spitzbübisches Lächeln um den frischen, mutwilligen Mund bis zu den Grübchen in den Wangen.

Plötzlich begann sie: „Du, Vatting, ich hab' was raus."

„So — was denn? Da bin ich neugierig."

„Theo hat Schulden."

Entsetzt fuhr der Student auf: „Aber Marie — das ist doch gar nicht wahr."

„Nu so was," sagte die Kleine und stand auf.

„Marie," rief der junge Mensch sichtlich empört, „was soll denn das — wie kommst du darauf?"

„Ja, ja — sag's Vater nur —" Sie schnippte mit den Fingern gegen ihn und blinzelte ihm zu.

„Da soll ich dir woll was pumpen, Jung?" fragte der Alte.

„Ach, es ist ja gar nicht wahr," sagte Marie jetzt, „ich hab' man Spaß gemacht. Aber nun will ich schnell mein weißes Kleid anziehen. In fünf Minuten bin ich wieder da."

Theo sah ihr kopfschüttelnd nach, dann wandte er sich dem Onkel zu: „Ich verstehe gar nicht, warum Marie das gesagt hat."

„Na, na," wehrte der Alte ab. „Marie weiß alles, was sie sagt — grad' wie ihre Mutter selig."

„Aber ich versichere dir, Onkel —"

„Man kein Assekuranzgeschäft, Jung; das wird all so richtig sein mit die Schulden —"

„Kein wahres Wort ist dran," beteuerte der Neffe, „Marie hat nur 'nen Jux gemacht." Er ging einmal im Zimmer hin und her.

„Setz' dich man wieder, Theo, und mach' nich so'ne Geschichten. Daß en Student mal mit'm Geld knapp is, das braucht mich kein Mensch erst zu sagen, das glaub' ich auch ohne Marie."

„Onkel, ich schwör' dir ..."

„Jung, leist' lieber kein'n Meineid, das darfst du als zukünftiger Advokat all gar nich — sag' lieber gleich, wieviel du haben mußt. Ich kann's dir ja geben, ich hab's ja, und dein Vater is mich ja sicher. Tja — glaub' all, daß du dem da nix von sagst — der hat das nie ausstehn können. Aber da hast du ja den Onkel für — kannst mir's ja am nächsten Ersten wiedergeben. Also Marie hat's glücklich aus dich 'rausgebracht — das is en Deern!"

„Onkel, was soll ich denn nur noch sagen?"

Der Student fuhr sich verzweifelt mit beiden Händen durchs Haar.

„Wieviel du brauchst," beharrte der Alte, vergnügt schmunzelnd.

Da kam Marie wieder herein im schmucken weißen Kleid, an dem sie noch die letzten Haken schloß, und rief, eifrig bei dieser Arbeit auf ihre Hände niedersehend: „Zwanzig Mark.“ Dann lachte sie fröhlich.

„Aber nun laß doch endlich die Fopperei —“ Der Vetter ging energisch auf das junge Ding los.

„Stille biste,“ rief das Mädchen und klappte ihm gar nicht sacht die Hand auf den Mund, „und nun gehst du mit mir spazieren — verstanden!“

Den Arm in seinen Arm legend, drängte sie ihn zur Tür.

„Das is recht, mein Döchting, daß du mich das verrätst,“ rief der Alte noch, „sonst geht er zu Leute, die ihm das Fell über die Ohren ziehen. 'n Student ohne Schulden is noch nich dagewesen. Und nun geht man, ich leg' das Geld all parat.“

Was sollte Theo tun? Geschoben von Marie, stand er nach ein paar Sekunden draußen im Hausflur, ehe er noch einmal den Mund auftun konnte.

Als sie dann in der schattigen Lindenallee an der Elbe entlang dahingingen, ließ er seinen Unwillen über das Mädchen los, das, mit dem Sonnenschirm wippend, neben ihm schlenderte. „Wie kamst du bloß auf so'nen Unsinn? — Der Onkel glaubt's nun und läßt sich's nicht ausreden. Es ist doch kein wahres Wort dran; hauen könnt' ich dich dafür.“

„Dann kriegst du's von mir wieder! Meinst du, ich bin bange vor dir, weil du schon drei Haare unter der Nase hast? Aber nu laß mich mal reden und hör' zu. Ich weiß ja, daß du keine Schulden hast — das heißt, ich weiß es nicht.“ Sie sah ihn schelmisch von der Seite an und plauderte weiter: „Verraten hast du mir nichts davon. Aber hörst du, du sollst von Vater die zwanzig Mark nehmen.“

„Was soll ich damit?"

„Mir geben — ich brauch' sie. In acht Tagen ist Vaters Geburtstag. Ich hab' kein Geld und muß ihm doch was schenken. Gearbeitet hab' ich ihm schon was Schönes, aber ich muß noch was dazuhaben. Das erwartet Vater auch, und er weiß ganz genau, daß ich vom Hausstandsgeld immer Schmu mach', dafür und für Weihnacht, und das macht ihm Spaß, und diesmal hatt' ich's ja auch getan, aber da sah ich vergangenen Freitag in Hamburg so'nen schönen Hut. Den mußt' ich haben! Und da is all mein Geld flöten gegangen."

Der Student blieb stehen. „Nein, so was, jetzt begreife ich — hättest du mir nur ein Wort vorher gesagt —"

„Das ging ja nich. Es fiel mir ganz plötzlich so ein."

„Ja, ja, aber Vater weiß doch, daß ein neuer Hut Geld kostet."

„Er hat ihn ja noch gar nicht gesehen. Ich hab' ihn heimlich ins Haus geschmuggelt."

„Dann kannst du ihn aber ja nie tragen."

„Ja, weißt du, Theo" — sie wurde etwas zaghaft — „ich geb' ihn dir heut mit, und das nächste Mal kommst du damit an und schenkst ihn mir und" — mit einemmal rief sie ganz freudig: „das ist ein gescheiter Gedanke — du sagst, du hättest mir durchaus den Hut schenken wollen, den ich dir neulich, als wir uns auf dem Neuenwall trafen, gezeigt hätt' — denn ich säh' in dem alten so schrecklich aus — das ist auch wahr — und dazu hättest du das Geld gebraucht, und nicht gehabt — das sag' nur oder denk' dir was andres aus. Vater ist ja so eigen, will nie, daß ich mich schön mach' — und Schulden hättest du keinen Pfennig und hättest mich nur überraschen wollen nachträglich zu meinem Geburtstag, weil du den ganz vergessen hätt'st — wart' nur, dafür bist du

mir noch was schuldig — und Vater ahnt ja nicht, was so'n Hut kostet — und wenn ich das nächste Mal Schmu gemacht hab', kriegst du alles wieder." So schwatzte die Kleine Gereimtes und Ungereimtes heraus und schwieg nun, um Atem zu schöpfen.

„Marie, Marie," warnte Theo, „so'ne verzwickte Geschichte ist mir furchtbar fatal — darauf kann ich mich nicht einlassen."

„Aber Theo, wenn ich dich bitt'! Ich konnt' mir nicht anders helfen, der Hut war zu schön! Ich zeig' ihn dir nachher in meiner Stube, wie ich darin ausseh' — dann kannst du gar nicht anders."

Der Student überlegte. „Nein, Marie! Nein, so was tu' ich nicht. Ich würd' dir ja gern zwanzig Mark geben, aber so viel hab' ich nicht."

„Deshalb mußt du sie von Vater nehmen."

„Das kann ich nicht, das tu' ich nicht."

„Gut, dann laß mich 'reinfallen und verdirb' Vater den ganzen Geburtstag. Ich bin ja in so'ner schrecklichen Verlegenheit! Aber das sag' ich dir, wenn du mir nicht hilfst, hast du mich gesehen." Herumschwenkend, schluckte sie ein paarmal, und es sah aus, als ob sie den Vetter stehen lassen wollte.

Der aber erwischte sie gerade noch bei der Hand. „Hiergeblieben!" rief er und zog sie wieder zu sich. Da sah er Tränen in ihren Augen.

Nun konnte er nicht anders, er fühlte sich besiegt und versprach, als Schuldenmacher gelten zu wollen.

Jetzt wurde Marie wieder kreuzvergnügt. „Der Hut ist ja so schön, und ich kann doch Vater die Geburtstagsfreude nicht verderben. Es war ja ein bißchen schlecht von mir, dafür aber will ich es ganz gewiß nicht wieder tun. Und sieh, ich bin doch ein Mädchen, und Vater will

nie, daß ich für mich was ausgeb', und da kommt es denn so."

„Ja, Marie, das weiß ich, daß der Onkel immer meint, du brauchtest keinen Putz, du wärst so schön genug —"

„Das ist doch gar nicht wahr!"

„Na, na."

Sie errötete. „Aber nu komm, komm nur! Wir gehen noch bis zur Quelle und dann wieder heim, daß ich schnell meine zwanzig Mark bekomm'! Oh, ich weiß schon, was ich Vater kauf', da wird er sich drüber freuen, und wenn du kommst und ihm gratulierst, wirst du Augen machen! Oh, ich freu' mich ja so, daß es mir gelungen ist und ich ihm doch noch was schenken kann."

Als sie heimkamen, hatte der Kapitän aus dem alten Sekretär einen neuen Schein genommen. „Da hast du das Geld, mein Jung," sagte er, „und gib's mich wieder, wenn du was hast. Weißt du, das is ja gar kein richtiger Student ohne Schulden. Brauchst gar nicht rot zu werden."

„Danke, Onkel!"

„Nich nötig! Ich tu's ja gern."

„Nu komm mal, Theo," rief Marie glücklich, „du hast meine weißen Mäuse noch gar nicht gesehen; die eine ist ganz zahm."

Und sie zog den Vetter mit hinaus, die Treppe hinauf in ihr Giebelstübchen.

„Verwahr' das Geld für mich, ich komm' übermorgen um zehn zu euch und hol's mir, wenn ich das für Vater kauf'. Und nun guck' mal, hier sind die weißen Mäuse."

Während der Vetter die zierlichen Tierchen betrachtete, holte sie unten aus dem Kleiderschrank den neuen Hut hervor und probierte ihn vor dem Spiegel, bis er richtig saß.

Dann drehte sie sich Theo zu und fragte mit neckischem Knicks: „Wie gefällt dir das gnädige Fräulein?"

„Reizend, Marie, wirklich reizend," lobte er in ungemachter Bewunderung. „Aber was krieg' ich nun zur Belohnung?"

„Einen Süßen," rief sie.

Da schlang sie die Arme um seinen Hals und drückte ihm einen herzhaften Kuß auf die Lippen.

Doch gleich stand sie wieder weit von ihm weg am Fenster und sagte: „Brauchst dir aber nichts darauf einzubilden. Das war nur für den Gefallen, den du mir getan hast. Später kriegst du vielleicht noch einen, wenn du ausstudiert hast und noch einen willst. Aber nu raus!"

Sie sprang auf ihn zu, packte ihn bei den Schultern und schob ihn zur Tür hinaus, um ihren Hut wieder verstecken zu können.

So war's an diesem Tage.

Der Vetter stieg nachdenklich die Treppe hinunter. Zum erstenmal kam ihm der Gedanke, wie reizend doch ein hübsches, frisches Mädchen das Schlangenschwänzchen kleidet, das keiner Evastochter fehlt.

Unser erstes Preisrätsel

Man reißt mich aus der Schwestern Kreise,
Läßt in der Ecke still mich stehn,
Schwärzt mein Gesicht in derber Weise
Und jagt mich fort auf weite Reise,
Ich muß durch alle Lande gehn.

Doch darf ich nicht allein durcheilen
Die Welt — begleiten ist mein Zweck;
Bei meiner Hälfte muß ich weilen,
Und reisten wir selbst tausend Meilen,
Am Ziel vielleicht nimmt man mich weg.

Die Hälfte — 's mag wohl seltsam klingen —
Ist größer, als ich selber bin.
Sollt' sie allein zum Ziele dringen,
Es würde sie in Strafe bringen —
Errätst du, Leser, jetzt den Sinn?

**Wir bitten unsere Leser,
die Bestimmungen
für die Lösungen unserer Preisrätsel
auf der zweiten Anzeigenseite vor
dem Texte dieses Bandes
zu beachten**

Mannigfaltiges

Unterhaltende Spiele mit Streichhölzern

An langen Abenden, die ja nun bald wieder kommen, kann man sich im engeren Kreise am behaglichen Familientisch recht anregend mit Streichholzkünsten unterhalten. Zunächst kann man eine kleine geometrische Aufgabe stellen: Wie errichtet man mit sechs Streichhölzchen vier gleichseitige Dreiecke, ohne daß dabei ein Streichholz zerbrochen oder zerschnitten wird? Wie ist diese Aufgabe zu lösen? — Man baut eine Pyramide. Aus drei Streichhölzern wird ein gleichseitiges Dreieck auf die Fläche des Tisches gelegt. Dann geht man mit den drei andern Streichhölzern von den drei Ecken des Dreiecks in die Höhe, so daß die Spitzen der Hölzer sich oben treffen (Abb. 1).

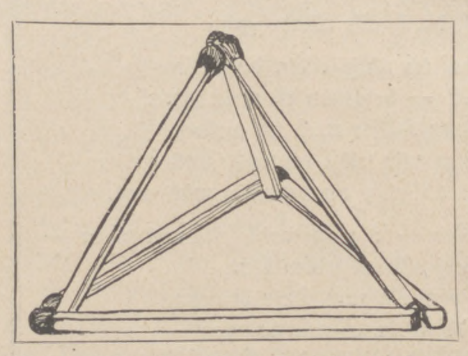


Abb. 1. Vier gleichseitige Dreiecke aus sechs Streichhölzern.

Sehr hübsch ist folgendes kleine physikalische Kunststückchen. Man nimmt eine Flasche, knickt ein Streichholz in der Mitte und legt das winkelig gestaltete Holz auf den offenen Hals der Flasche und auf das Holz einen Pfennig (Abb. 2). Läßt man nun einen Tropfen Wasser auf die Knickstelle des Hölzchens fallen, so faltet es seine Schenkel auseinander, der Pfennig verliert seinen Halt und fällt in den Flaschenhals. Ein ähnliches Experiment wirkt noch überraschender. Man nimmt fünf Streichhölzer, knickt sie und fügt daraus auf einer flachen Unterlage einen Stern zusammen (Abb. 3). Bringt man nun auf die Mitte des Sterns einen Tropfen Wasser, so wird er unter der Einwirkung des

Wassers auseinandergehen. Weil sich die einzelnen Streichhölzer an den Knickstellen auseinanderbiegen, bildet sich ein andrer Stern, wie ihn Abbildung 4 zeigt. Man kann aber auch mit einem Zauberstab die Streichhölzer auf Kommando beweglich machen. Dazu ist ein Teller nötig, den man mit Wasser füllt. Nun legt man acht Streichhölzer in Sternform, wie auf der Abbildung 5, auf die Wasseroberfläche, wobei die obere Fläche der Hölzchen trocken bleiben muß. Wer das kleine Kunststück vorführt, kann nun beginnen: „Jetzt werden die Streichhölzer exerzieren! Dabei bringt man einen schwarzen Stab hervor, taucht das eine Ende des Stabes ins Wasser und kommandiert: „Geht auseinander!" Alsbald fahren die Hölzchen, die den Stern bilden, auseinander. Jetzt taucht man das andre Ende des Stabes in das Wasser und befiehlt: „Sammelt euch!" Da rücken die Streichhölzer wieder in Sternform zusammen. Staunen ringsum. Keines kann sich erklären, wodurch der Zauber bewirkt ward. Nun kann die Aufklärung gegeben werden. Der Stab ist ein feines, schwarzlackiertes Zinnrohr. Auf der einen Seite ist weich gemachte Seife hineingedrückt und auf der andern Seite Staubzucker. Wird das Ende mit der Seifenfüllung eingetaucht, so löst sich ein wenig Seife im Wasser. Es bildet sich im Innern des Sterns ein Seifenhäutchen auf der Wasseroberfläche, das sich langsam ausdehnt und die Streichhölzer auseinandertreibt. Taucht man das andre Ende mit dem Zucker ein, so löst sich davon etwas, und die Zuckerlösung zieht die Hölzchen zusammen.

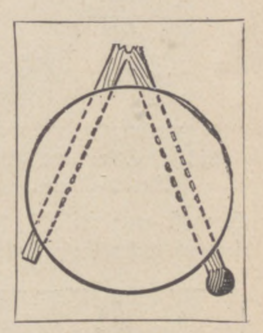


Abb. 2.
Geknicktes Streichholz mit einem Pfennig auf einer Flasche.

Ein amüsantes Geduldspiel ist der Bau einer Brücke. Hierzu sind achtzehn Streichhölzer nötig, wovon zehn Hölzer die Jochbogen, acht Hölzchen die Querbalken bilden (Abb. 6).

Geduld und Handfertigkeit erfordert folgendes Streichholzspiel.

Man nimmt dazu eine größere Menge Streichhölzer und einen runden Behälter, den man damit anfüllt. Hauptsache dabei ist, daß der Behälter etwas weit und im Querschnitt kreisförmig ist.

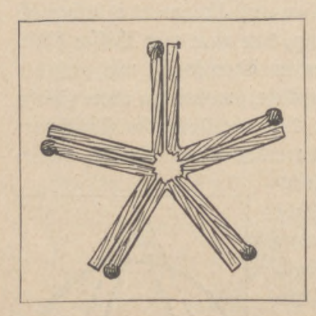


Abb. 3. Stern aus fünf Streichhölzern.

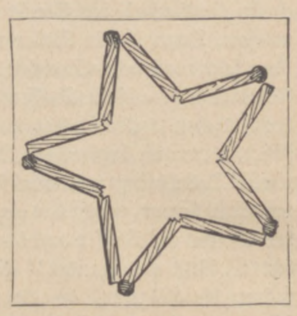


Abb. 4. Veränderung des Sterns durch Anfeuchtung mit Wasser.

Er muß ganz mit Hölzchen gefüllt werden, doch sollen diese ziemlich locker darin stecken, so daß man bequem ein einzelnes

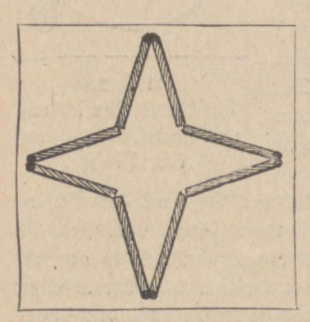


Abb. 5. Stern aus acht Streichhölzern.

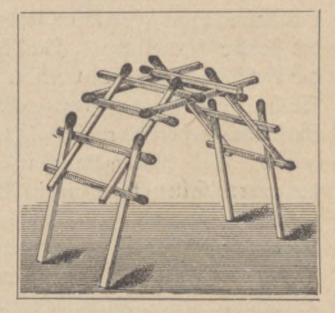


Abb. 6. Die Streichholzbrücke.

herausnehmen kann. Welcherart Hölzer man wählt, ist gleichgültig, nur nehme man keine platten, sondern solche von rundem oder quadratischem Querschnitt. Die Hölzer werden so eingestellt, daß die „Köpfe" oben aus dem Behälter hervorragen. Beim Spiel

soll jeder Teilnehmer der Reihe nach ein Streichholz aus dem Glase ziehen und es quer in beliebiger Richtung auf die Kuppen der zurückbleibenden legen (Abb. 7). Die Regeln über Gewinn oder Verlust sind vorher festzustellen, ebenso die Dauer des Spiels; man kann Spielmarken benützen oder mit Strichen Buch führen. Soll auf Gewinn gespielt werden, so erhält jeder, dem die genannte Forderung gelingt, einen Strich im Buch oder eine Spiel-



Abb. 7. Das erste Streichholz wird aufgelegt.



Abb. 8.
Es wird immer schwieriger.

marke. Das Spiel ist zu Ende, wenn der Bau einstürzt. Wer am meisten Marken oder Striche hat, ist Sieger. Die einzelne Spielforderung gilt nur dann als erfüllt, wenn kein Streichholz auf den Tisch fällt. Spielt man auf Verlust, so werden die Marken zu Beginn gleichmäßig unter die Spieler verteilt, und es wird jeder Mißerfolg bestraft, indem derjenige, welcher Streichhölzer auf den Tisch fallen läßt, so viel Marken, als Hölzer herabgefallen sind, in die Kasse oder gar an jeden Mitspielenden zahlen muß, oder aber es werden dem Betreffenden entsprechend viele Striche gebucht. Das scheinbar einfache Spiel ist sehr fesselnd und kann stundenlang beschäftigen, wobei der

Eifer aller Beteiligten zusehends wächst. Anfangs geht es leicht mit dem Herausziehen und Auflegen der Hölzer; aber immer höher wird der Aufbau, indes man ihm nach und nach das Fundament allmählich wegzieht.

Kreuz und quer legen sich die Hölzer obenauf, und jeder Spieler sucht, nachdem er glücklich ein Holz gezogen hat, einen möglichst günstigen Platz, auf den er es legen kann, ohne andre dadurch herunterzuwerfen. Es wird immer schwieriger, und die Höhe wächst bedenklich — da auf einmal stürzt der hohe Bau ein, und es muß wieder von vorn angefangen werden (Abb. 8 und 9).

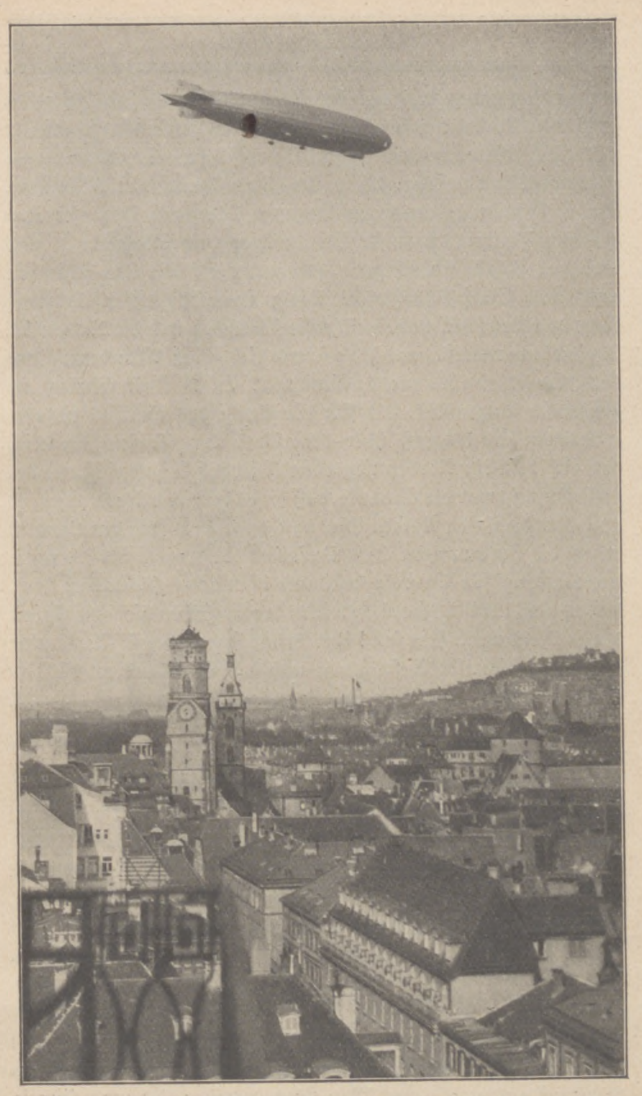


Abb. 9. Der kunstvolle Bau stürzt ein.

Diese Spiele mit Streichhölzchen zeigen, daß man sich mit ein wenig Erfindungsgeist auch ohne teures Spielzeug unterhalten kann. H. D.

Das für Amerika bestimmte Luftschiff ZR 3

Der 6. September 1924 brachte ein für die Geschichte der Luftschiffahrt bedeutsames Ereignis. Das größte und technisch vollendetste von allen Luftschiffen, die je die Zeppelinwerft in Friedrichshafen verlassen haben, vollzog schimmernd im Sonnenglanz des schönen Herbsttages seine erste größere Probefahrt durch Süddeutschland. So schwer auch auf dem Gemüt der meisten die Ungunst der wirtschaftlichen Lage und die Sorge um die dem deutschen Volk gelassenen Lebensmöglichkeiten lasten, bei dem erhebenden Anblick machten sich die niedergedrückten Empfin-



Das für Amerika bestimmte Luftschiff ZR 3 auf seinem Flug über Stuttgart.

dungen frei davon in spontaner Kundgebung und jubelnder Begrüßung. Dieses Meisterwerk deutscher Ingenieurkunst erreicht mit fünf Motoren von je 400 Pferdestärken eine Stundengeschwindigkeit von 105, bei voller Ausnützung 122 Kilometer. Am 6. September um neun Uhr war ZR 3 am Bodensee aufgestiegen, hatte eine halbe Stunde über dem See gekreuzt und war, das Allgäu überfliegend, schon um elf Uhr über München erschienen. Nach scharfer Wendung in nordöstlicher Richtung hatte das Luftschiff um ein Uhr die Walhalla und die Donau bei Regensburg überflogen und näherte sich, über Nürnberg, Ansbach, Crailsheim kommend, Stuttgart. Es war ein feierlich ergreifender Augenblick, als sich die Spitze des Schiffes zu ehrerbietigem Dankesgruß über dem Grab des Grafen Zeppelin, der auf dem im Norden liegenden Friedhof bestattet ist, senkte.

Wehmütig war der Gedanke, daß dieses herrliche Werk, wenn es auch dem deutschen Namen Ehre machen wird in fremden Landen, durch die Forderungen des Versailler Vertrages als Reparationsleistung für Amerika bestimmt ist, und — schlimmer noch, daß es nach dem Unterdrückerwillen der Alliierten die letzte Arbeit der Zeppelinwerft sein soll! Und dennoch war der 6. September ein Tag nationaler Aufrichtung und des Glaubens an die Unüberwindlichkeit deutschen Arbeitswillens. H. M.

Hineingefallen

Der berühmte Schauspieler Lehfeld trat einst in Leipzig als König Richard III. auf. Als er die bekannten Worte ausrief: „Ein Pferd, ein Pferd, mein Königreich für ein Pferd!" schrie von der obersten Galerie ein Witzbold herunter: „Genügt nicht auch ein Esel?" Lehfeld, keine Sekunde aus der Fassung geratend, antwortete dem Ulkbruder: „Jawohl, kommen Sie schnell herunter!" J. Kb.

Nichts Neues unter der Sonne

In einem „Allgemeinen ökonomischen Lexikon" von 1725 findet sich folgende Vorschrift, um Hühnereier vor „Fäulniß und Verderbung" zu bewahren: „Man leget in guter Ordnung Eier in

einen Kasten, den man mit trockenen Sägespähnen anfüllet. Zuvor macht man eine hölzerne Achse durch den Kasten und stellt die an beyden Seiten herausstehenden Theile der Holzachse auf einen Bock. Der Kasten muß ganz mit Sägmehl gefüllt seyn, so daß die Eier fest darin ruhen. Drehet man täglich den Behälter einmal langsam um, so halten sich die eingethanen Eier durch Jahr und Tag frisch. Nimmt man Eier heraus, so muß das entstandene Loch mit Sägmehl nachgefüllet werden. Durch die tägliche Umdrehung kann die Dotter sich nicht setzen und demgemäß auch nicht fäulen." W. W.

Kümmelblättchen

Wenn wir lesen, daß irgendwo ein paar Bauernfänger einem Harmlosen im Kümmelblättchenspiel eine runde Summe abgenommen haben, besinnt sich wohl mancher einmal über den seltsamen Namen dieses Kartenspiels; man denkt gewöhnlich an Zusammenhänge mit einer Gewürzfrucht, dem Kümmel, oder an einen Schnaps gleichen Namens. Der Kümmel, mit dem wir gewisse Speisen würzen, gelangte zu uns durch die Römer, bei denen er Cuminum hieß; zu den Griechen kam er, wie so vieles andere, aus dem alten Orient, wo dies Gewürz Kammôn genannt wurde. Das in der Gaunersprache Kümmelblatt bezeichnete, von drei Teilnehmern ausgeführte Hasardspiel leitet seinen Namen von dem dritten hebräischen Buchstaben ab, der, ausgesprochen, Gimel lautet. Als Zahlenwert gilt Gimel für drei. Worte haben oft eine recht seltsame Herkunft. J. Kor.

Wie der Tod in die Welt kam

Nach einer alten arabischen Legende beschloß Gott den Menschen zu erschaffen und rief die Erzengel vor seinen Thron. Zuerst wurde der Engel Gabriel auf die Erde geschickt, um von dort den Stoff zu holen, woraus Gott den Menschen bilden wollte. Als der Erzengel zur Erde kam, bat sie ihn, ihr nichts zu nehmen; sie tat es mit so bewegten Worten, daß der Engel mit leeren Händen vor Gottes Thron erschien. Da schickte Gott den Erzengel

Michael aus, aber auch der brachte nichts mit; auch ihn erbarmten die Bitten der Erde. Nicht anders erging es den zwei anderen Erzengeln. Da sandte Gott den Engel des Todes, der unbarmherzig von der Erde nahm, wie Gott es ihm befohlen. So kam es, daß schon der erste Keim und Stoff des Menschen in den Händen des Todes ruhte. H. C.

Unbedachtes Angebot

Zwei Diplomaten gerieten über eine Mitteilung, die der eine erhalten hatte und deren Glaubwürdigkeit der andere nicht anerkennen wollte, weil ihm andere Nachrichten, die ihr widersprachen, bekannt waren, in heftigen Streit. In der Erregung sagte der erste, dessen Wahrheitsliebe angezweifelt wurde: „Wenn sich nicht alles genau so verhält und bestätigen wird, wie ich es Ihnen gesagt habe, sollen Sie meinen Kopf haben."

Die Antwort war überraschend: „Gut, ich nehme ihn an; kleine, unbedeutende Geschenke erhalten die Freundschaft." C. H.

Der richtige Text

Trotz seiner siebzig Jahre entschloß sich ein reicher Mann zu dem Schritt, ein siebzehnjähriges Mädchen zu heiraten. Bei der Trauung wählte der Prediger die Textstelle: „Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun." N. Cha.

Abgeblitzt

In einer Gesellschaft befand sich die Tochter eines während der Kriegsjahre emporgekommenen Schiebers, der es in skrupellosester Weise verstanden hatte, jede Gelegenheit zu erfassen, um Geschäfte zu machen. Ein Herr unterhielt sich eines Tages vertraulich, aber durchaus taktvoll mit der Tochter dieses Emporkömmlings. In ihrer Aufgeblasenheit wies sie den ihr offenbar zu familiären Ton mit den Worten zurück: „Mein Herr, ich wüßte mir nicht zu erinnern, daß wir Schweine zusammen gehütet hätten!"

Der Zurückgewiesene lächelte und sagte: „Das ist wahr, Sie haben sie allein gehütet." M. Sei.

Wie der Herr, so der Diener

Man bereitete für Nuschirwan den Gerechten auf der Jagd ein Stück Wildbret. Da es an Salz gebrach, sandte man einen Diener in ein benachbartes Dorf. Der König befahl ausdrücklich, es nicht umsonst zu nehmen, damit zum Verderben des Dorfs kein böser Gebrauch daraus werde. Man fragte ihn, was denn aus einer solchen Kleinigkeit für Unheil entstehen könne, und erhielt die Antwort: „Das Böse auf Erden hat einen kleinen Anfang genommen; ein jeder Hinzukommende hat seinen Beitrag dazu geliefert, bis es endlich zu seinem jetzigen Übermaß gediehen ist. Wenn der König aus dem Garten eines seiner Untertanen einen Apfel verzehrt, so reißen seine Diener die Bäume mit der Wurzel aus. Erlaubt er sich ungerechterweise fünf Eier zu nehmen, so stecken seine Soldaten tausend Hennen an den Spieß. Die Herrschaft der Tyrannei ist nicht von Dauer, wohl aber der Fluch der Völker, der sie trifft." A. F.

Kurz und bündig

Ein gelehrter Mann lag im Sterben. Jemand fragte ihn: „Wie geht's?"

„Es geht überhaupt nicht mehr, ich gehe." N. Ch.

In Gedanken

Der schwedische Professor W. E. Svedelius war so zerstreut, daß er bei einem Festessen, während er eine seiner berühmten schönen Reden hielt, den Punsch in seinem Glas mit der brennenden Zigarre umrührte. Beim Höhepunkt seines Toasts trank er dieses Gemisch auch noch aus. — In einer Teegesellschaft sah ihm ein Kollege zu, wie er sich Butter auf die bloße Handfläche strich; Brot darauf zu legen, hatte er vergessen. Aufmerksam gemacht, klopfte Svedelius seinem Retter freundlich auf die Schulter — es geschah leider mit der gebutterten Hand. — Einst wurde er aus den schönsten Gedankengängen herausgerissen durch eine ihm eben in den Weg tretende Kuh. „Verzeihung!" sagte er höflich und lüftete den Hut. Der Kuhtreiber und die übrigen Zeugen dieser Straßenszene lachten hellauf. Da gewahrte der Stolz der Universität Upsala erst seinen Irrtum; beschämt

und zornig stürzte er davon. So blindlings rannte er vorwärts, daß er an eine Dame anrempelte. „Schon wieder so eine vertrackte Kuh, die nicht auf dem Weg bleiben kann!" schrie Svedelius wütend, ohne auch nur aufzusehen. v. L.

Auflösungen der Rätsel des 1. Bandes, Jahrgang 1925:

des Rahmenrätsels S. 47: siehe nebenstehend;

M	O	S	C	H	E	E
A						L
J						L
O						I
R						P
A						S
N	O	V	E	L	L	E

des Rätsels S. 96: Ich;

der Ergänzungsaufgabe S. 121: Ostgoten, Schottland, Hackländer, Spessart, Portugal, Regensburg, Hussiten, Franklin, Montenegro, Annaberg, Winterthur, Leonidas, Weichsel, Castelli, Geburtstag, Gabriele, Sternkunde, Eisenerz = Gott läßt uns sinken, aber nicht ertrinken;

des Bilderrätsels „Das Schlüsselchen" S. 132: Vom Bandkroten unten in der Mitte an, dem Bande nach links folgend bis zu seinem Ende rechts, lese man alle Buchstabenpaare bei jeder Perle, die einem weißen Kreissegment gegenübersteht. Vom Ende rechts in umgekehrter Laufrichtung des Bandes dann die Paare bei den Perlen, die dem schwarzen Segment gegenüberstehen. Man erhält: Die Geduld ist der Schlüssel jeden Erfolges;

der Scharade (zweisilbig) S. 132: Geistreich;

des Geographischen Kammrätsels S. 151: siehe nebenstehend;

K	R	E	F	E	L	D
	I		U		I	
	E		L		S	
	S		D		S	
	A		A		A	

des Homonyms S 189: Atlas;

des Rätsels S. 189: Hunger.

Lösungen der Rätsel aus dem Leserkreise

Richtige Lösungen unserer Rätsel in Band 9, 12 und 13, Jahrgang 1924 trafen nach Redaktionschluß von Band 1, Jahrgang 1925 ein, so daß sie in diesem Band nicht noch aufgenommen werden konnten. Aus Band 9 von N. Conrad, Zürich (6). Aus Band 12 von Fritz Faatz, Assenheim, O.-H. (8). Aus Band 13: Graef, Assenheim, O.-H. (2); Paul Koschara, Dortmund (1); Reinhold Wagner, Lodz (4). Aus Band 1, Jahrgang 1925: Hermine Absalter, Forchheim (6); Otto Brünning, Landau (7); Ernst Bulli, Luzern (6); Emil Bursch, Weißwasser O.-L. (2); Joseph Döring, Spandau (6); Karl Dükelmann, Hannover (6); Erika Eisenkling, Riga (6); Martin Eckbrecher, Bonn (7); Robert Faber, Fürth i. B. (7); Franz Feuerstein, Nürnberg (6); Erika Finkelberg, Halle a. S. (6); Heinrich Gonnemann, Hamburg (6); Walter Große, Regensburg (7); August Meßing, Kaiserslautern (7); Alfons Werner, Lohr a. M. (5).

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Stephan Steinlein in Stuttgart





